Volkskunde von Baiern.

Für Schule und Haus

von

Friedrich Wenz.

I. Abteilung:

Oberbaiern, Niederbaiern und Oberpfalz.

München 1879.
Max Kellerer's Buch- und Kunsthandlung.

Volkskunde von Baiern.

Für Schule und Haus

von

Friedrich Wenz.

I. Abteilung:

Oberbaiern, Niederbaiern und Oberpfalz.

München 1879.
Max Kellerer's Buch- und Kunsthandlung.

Vorrede.

Nicht leicht ist für einen Lehrgegenstand so viel getan worden und sind für ihn so viele Lehrbücher entstanden als für die Geographie. Es fehlt auch an schönen Resultaten nicht. Billig aber mag man sich wundern, daß dem Wohnplatz so viel, dem Bewohner so wenig Aufmerksamkeit zugewendet wird. Und berichtet man ja etwas von ihm, so hört man viel eher vom Indianer, Australneger, Eskimo u. a. als vom eignen Volk. Es ist wie mit den Mythen. Zeus, Apollo, Merkur, Proserpina — wer kennt die griechischen Götter und Göttinnen nicht? Wer aber hat auch nur dürftig Kunde von Wuotan, Donar, Fro Hele, — von der tiefernsten deutschen Mythologie?

Man geht dermalen beim Geographieunterricht vom Heimatsort aus und verbreitet sich von da nach allen Richtungen, um die Heimat und mit und an ihr die geographischen Objekte, die für die allgemeine Erdbeschreibung befähigen sollen, kennen zu lernen. So sollte es auch mit der Ethnographie gehalten werden. Es ist doch nicht genug zu sagen, wie viel Einwohner der und der Ort hat, und daß hier Fabrikarbeit und dort Ackerbau oder Viehzucht getrieben wird. So wenige und dürftige Bemerkungen können ihr nicht genügen. Die Volkskunde steht zur Erdkunde wie der Bewohner zur Wohnung. Darin liegt entschieden ihre Berechtigung und auch ihr Vorzug.

Man spricht so viel von Vaterlandsliebe und wie sie in der Schule gepflegt und geübt werde; dabei kennt man seine eigne Stammgenossenschaft kaum. Und doch kann Vaterlandsliebe nur aus vaterländischer Kenntnis erwachsen. Wird die Jugend bekannt

gemacht mit dem Leben und Treiben ihres Volkes, mit seinem Denken und Fühlen, mit seiner Poesie in Sprache und Spiel, in Sitten und Bräuchen, mit den Werken der bildenden Künste, mit seinem Glauben und Aberglauben, der zurückreicht in graue Vorzeit: dann kommt ihr mit heiliger Achtung vor dem Volksgeist auch herzliche Liebe zu ihrem Volke.

Geraume Zeit hat man einseitig das Hauptgewicht auf Verstandesbildung gelegt. Allmählich mehren sich die Stimmen, die auf Herzens- und Gemütsbildung gleicherweise Bedacht genommen wissen wollen. Mit vollem Recht, ja mit um so mehr Recht als unsere Zeit leider allzuviel materiellen Interessen huldigt. Nun spricht nichts unmittelbarer zum Herzen des Volkes als die Kunde vom Volke.*) Lassen wir darum diese Kunde zu unserer Jugend sprechen. Bei so vielem Unterricht geht das Herz leer aus. Hier ist Herzensbefriedigung die Fülle; denn die reinste Poesie quillt aus den Sagen und Liedern. „Märchen und Sagen geben der Jugend und dem Volke heute noch gesunde Nahrung," sagt J. Grimm.

Ein griechischer Weise schon fordert zur Selbsterkenntnis auf. So wichtig und heilsam diese Erkenntnis für jedermann ist, so gerecht ist auch die Forderung der Selbsterkenntnis unsers Volkstums. Wir sind lange außen gewesen, haben uns selbst weggeworfen und in Selbstverachtung und knechtischer Nachäffung des Fremden das Möglichste geleistet. Dank der Arbeit trefflicher Männer ist es besser geworden. Vor hundert und mehr Jahren hat Justus Möser dringend gemahnt die alten Sitten des Bauernvolks zu schonen. Grimms unvergleichlicher Tätigkeit gelang es unsere blöden oder verblendeten Augen sehend zu machen, damit wir unsere Volkseigenart nicht für Schmach, sondern für Schmuck achteten. Seitdem wird deutsches Sein und Wesen nach allen Richtungen erforscht. Von diesen Forschern seien hier nur die

*) Riehl, Culturstudien S. 211.

Namen von fünf Baiern genannt: Schmeller, Panzer, Schönwerth, von Leoprechting und Rochholz. Und mit welcher Wärme und welchem Eifer hat je und je Riehl sich des Volkes und seiner ererbten Bräuche angenommen. Die Kenntnis ihres Volkstums soll nun auch in der Jugend angebahnt werden. Wird sie dabei auf Mängel, Fehler, überhaupt auf üble Eigenheiten unsers Volkes aufmerksam; — auch recht, darin liegt dann die Mahnung zur Besserung.

Fürchte Niemand Ueberbürdung. Warum haften so manche geschichtliche Namen und Daten mit unvergänglicher Dauer in unserm Gedächtnis? Weil sie an Dinge geknüpft sind, die unsere Einbildungskraft lebhaft erregten. Gelingt aber diese Erregung, dann ist, um mit Peschel zu reden, das Beste, was der Unterricht in der Schule leisten kann, erreicht: Der Wissensdurst ist geweckt. Wir wüßten nun keinen Gegenstand, der die Einbildungskraft lebhafter erregen könnte als die Volkskunde. Entfernt aber fällt uns nicht ein, gesonderte Unterrichtsstunden für die Volkskunde zu erlangen. Hat der Geographieunterricht mit der Bodenbeschaffenheit des Heimatlandes bekannt gemacht, so möge des Lehrers Wort den heimatlichen Boden beleben und seine Bewohner zeigen im Schmuck ihrer Sitten, in der Poesie ihrer Sagen.

Ist dies Verlangen ein neues? Gewis nicht. Schon Diesterweg spricht in seinen Rheinischen Blättern von 1848 Folgendes: „Den Menschen recht fest zu machen in der Heimat, nicht blos sie ihn kennen lehren, sondern sein Gemüt für sie, ihre Wesenheit und Eigentümlichkeit beleben, heißt mit nichten das Pfahlbürgertum befördern, sondern heißt die Wurzeln seiner Kraft begießen und stärken. Diese liegen im Boden der Heimat, in der Eigentümlichkeit seiner Stammesgenossen, in ihrer Geschichte. Freut sich doch jeder, wenn er in einem Individuum die charakteristische Eigentümlichkeit der Bewohner der Gegend vorfindet. Diese achten und schätzen, heißt die Urnatur der Deutschen achten und conservieren.“

Albert Richter sagt in seinem Unterricht in der Muttersprache: „An die Sagen der Heimat sollte der Unterricht öfter anknüpfen. In seinen Sagen hat das deutsche Volk seine ganze Seele niedergelegt.“ So spricht er auch in Bezug auf Sitten und Bräuche.

Unser Buch will aber nicht blos in der Schule, sondern auch im Hause einkehren. Es möchte der Familie dienen, ein Hausfreund, ein vertraulicher und unterhaltender, möchte es werden und dazu helfen, daß deutsches Familienleben in Zucht und Ehren erstarke; denn nur aus der Familie heraus kann eine Gesundung unsers so arg geschädigten Volkslebens kommen.

Zwei Werke sind es besonders, die den Anstoß zu diesem Büchlein gaben, Peschels Völkerkunde und die Bavaria, deren Idee allein schon dem König Max II. unsterblichen Namen sichert. „Meinem Volk zu Ehr und Vorbild“ heißt die königliche, wahrhaft landesväterliche Losung über dem National-Museum in München. Sie paßt auch für die Bavaria. Von dem massenhaften Material, das die Wissenschaft für die Volkskunde Baierns gesammelt hat, das Geeignete für die Jugend auszuwählen und zugleich auch für alle Diejenigen, welche weder Zeit noch Gelegenheit haben, größere Werke zu lesen, war unsere Aufgabe. Sind wir in Anordnung des Stoffes ziemlich der Bavaria gefolgt, so wird der Kundige sich leicht überzeugen, daß wir zumeist aus den Quellen, die ihr dienten und dann aber auch aus andern Werken geschöpft haben und zwar mit oft ängstlicher Genauigkeit. Die Sagen sind wörtlich gegeben, eingedenk der Worte Grimms: „Die Volkssage will mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein, durch fremden Zusatz wird ihre Blüte gestört und beeinträchtigt.“

Die Arbeit ist ein Versuch. Es wäre noch vieles zu bringen gewesen. Doch genüge vorläufig das Gebotene.

Sicher wird es nicht tadelnswert sein, daß wir, wo immer möglich den Zusammenhang mit dem altdeutschen Götterdienst nachwiesen. Die Pädagogik fordert ja sonst überall Verständnis.

Man lehrt Naturkunde und sucht die Schüler von Ursache und Wirkung zu überzeugen. Vom volkstümlichen Glauben etwa an das wütende Heer, an Hexen u. dgl. spricht man blos verächtlich oder macht ihn lächerlich. Was Wunder, wenn das Kind schon naseweis über die „Dummheiten" des Volkes sich moquiert. Wie ganz anders würde der Schüler horchen, wenn man ihm sagte: Das wütende Heer ist Wuotans Heer, der gespenstige Reiter im Mantel, der vorreitet, ist der Gott Wuotan. Die Hexe in ihrer ursprünglichen Erscheinung ist eine Priesterin heidnischer Gottheit. Wasser, am Ostermorgen geschöpft, ist sicher nicht besser als anderes. Aber man erzähle dem Mädchen, daß in der Religion unserer Vorfahren der Quellenkultus als Ausfluß sinniger Naturbetrachtung gar sehr gepflegt ward, daß heute noch an manchen Orten die Mädchen am Ostertag der Quelle ihr Maiblumenopfer darbringen und es ist mehr getan als mit verächtlicher Ignorierung und mit vornehmem Raisonnement von Aberglauben und Dummheit. Die christliche Anschauung erleidet dadurch sicher keinen Abbruch. Das wenigstens ist nicht im entferntesten unsere Absicht.

Den Vorwurf partikularistischen Strebens halten wir kaum für möglich. Doch sei dagegen erwähnt, daß, wer seine Heimat nicht liebt, für sein Vaterland noch weniger ein Herz hat.

„Ohne Heimatsliebe keine Vaterlandsliebe. Wem nicht der Ort, in welchem er geboren wurde und wo er als Kind gespielt, als Jüngling gejubelt und geliebt, als Mann gewirkt, entbehrt und genossen hat; wem nicht die heimischen Felder, Wiesen und Wälder, der Freithof selbst, wo seine Lieben ruhen, neben denen er dereinst auch ruhen will; — wem dies alles nicht wert und überaus teuer ist, dem wird auch das Vaterland wenig sein." Diese schönen Worte sagt von Leoprechting.

Wie wir die Nachahmungssucht französischen Wesens im 17. und 18. Jahrhundert verurteilen, so sehr tadeln wir auch, wenn man einen Teil des deutschen Vaterlandes auf Kosten des

andern herabsetzt. Das ist elende Selbstschändung. „Wir wollen Deutsche sein und Baiern bleiben.“ Freuen wir uns wie der Einheit so der Stammesverschiedenheit. Statt immer mehr zu uniformieren, suchen wir lieber die Mannigfaltigkeit zu erhalten.

Und was hat die Schule — und damit meinen wir nicht etwa blos die Volksschule — all dem Herrlichen und Schönen, was die heimatliche Volkskunde bietet, je getan? Lügenmären hat sie die Sagen gescholten; Aberglauben, was der poetische Sinn des Volkes gedichtet; unrein hat sie geheißen, was aus dem reinsten Volksgemüt geflossen.*) Darf man es Männern wie Wolfgang Menzel, Schönwerth, Riehl u. a. verdenken, wenn sie in harter Rede den Lehrerstand verantwortlich machen für den Verlust so manches edlen geistigen Gutes unseres Volkes. Hier gilt es nach besserer Einsicht so viel wie möglich gut zu machen, was gefehlt wurde. Und die Lehrer können viel tun.

Erasmus von Rotterdam hat bei Beschreibung seines Vaterlandes Holland die Kraft patriotisch sittlicher Erhebung in der Volkskunde ausgesprochen mit den Worten: „Dies Land ist mir zum Vaterlande geworden und wollte Gott, daß ich ihm so wohl zur Freude würde als es mir ist.“**)

Mit gleichem Wunsche für uns und unser Baierland sei dies Unternehmen allen Vaterlandsfreunden bestens empfohlen.

München, den 5. März 1879.

Der Verfasser.

*) Albert Richter, Muttersprache S. 72.

**) Riehl, Culturstudien S. 213.

Das Land als Grundlage des Volkslebens.*)

Die Volkskunde setzt die Kenntnis der Oberflächengestaltung eines Landes voraus. Zu ihr verhilft vor allem die Hydrographie. Denn allerwärts geben die Wassernetze gewünschten Aufschluß über den Zusammenhang von Land und Volk. Von West nach Ost zieht sich das Alpengebirge. In fast gleicher Richtung läuft die Donau. Diesen parallelen Linien entsprechen die Linien des Lech, der Isar und des Inn. Bedeutungsvoll für den Volkscharakter ist diese natürliche Gebietsgliederung. Der Lech war von jeher eine natürliche Grenzlinie. Seine unbändige Natur hat ihn tief eingefurcht und so seine Ufer steilabfallend gemacht, sein reißendes Gefälle nicht wenig Geröll aus dem Gebirge herabgenommen und Inseln und Bänke gebildet. Und wo der Uferrand bei seinem untern Lauf minder erheblich ist, finden wir öde Strecken und sumpfigen Boden. Gleiche Eigenschaften zeigt auch das Wassernetz der Isar. Auch hier rasches Gefäll, steilabfallende Ufer, Geröllbänke und im mittlern Lauf Heiden und Moose. Die Floßbarkeit ist ausgiebiger als die des Lech, die Benutzung zu industriellen Zwecken dagegen geringer. Und wie diese beiden, so zeigen auch alle andern alpinen Flüsse, selbst der verkehrsfähige Inn dasselbe Bild. Die Flüsse Mittel- und Norddeutschlands bieten den erfreuenden Anblick bunten Lebens. Unsere alpinen Flüsse dagegen tragen die Wildnis und die große Einsamkeit des Hochgebirges tief in die Ebene herein. Wenn bei Flüssen ruhigen Gefälles sich Ort an Ort drängt, so sind unsere südbairischen Flüsse vereinsamt, weil sie in ihrem obern und mittlern Lauf wenig Besiedelung zulassen; daher in ganz Oberbaiern die herrschende Neigung für Höhendörfer und Hochstraßen. Hat

*) Bavaria I S. 230 und S. 649.

der Lech wohl auf der linken, nicht aber auf der rechten Seite Zuflüsse, so hat auch die Isar links viele und namhafte, rechts nur einen unbedeutenden Nebenfluß, was sich aus dem bedeutenden Ostabfall der südbairischen Ebene erklären läßt. Dem Hochgebirgsgebiete gehören mit der Isar die zwei bedeutendsten Nebenflüsse Loisach und Amper an. Der obere Lauf dieser drei Flüsse bietet die alpenhaft wildesten Partien, zugänglich dem Jäger, kaum dem Hirten. In dieses Gebiet gehören auch die beiden Alpenseen, der Eib- und der Walchensee. Hier spärliche Ansiedelung. Ueberhaupt zeigt das ganze Isargebiet die Stufenfolge der oberbairischen Bodengliederung in Beziehung zum Volksleben. Im Gebirge vereinzelte Alpenhütten und Bauernhöfe; im Hochland da und dort Weiler, Dörfer und Märkte, keine Städte: also Viehzucht und Alpenwirtschaft, dürftiger Feldbau und noch dürftiger und vereinzelter Industrie, dafür aber ein reiches Volksleben, reich an Ursprünglichkeit, Kraft und Schmuck der Sitte. Weiter abwärts in den Vorbergen breiten sich zahlreiche kleine Bauernhöfe und Weiler aus; hier finden wir auch Viehzucht, doch macht sich mehr und mehr der Ackerbau geltend. Der Uebergang von der Viehzucht zum vorherrschenden Ackerbau stellt sich dar in der Region der großen See'n: Kochel-, Staffel-, Würm- und Ammer-See. Ringsherum sind noch viele kleine See'n und Weiher, von ganz und halbvertrockneten und versumpften Seebecken. Diese unfertige Bodenbildung, diese regellosen Hügelgruppen, diese Sumpf- und Moorflächen haben natürliche Verkehrslinien ausgeschlossen und so finden wir hier eine Vereinsamung und Abgeschlossenheit der Siedelung gleich der des Gebirges; darum auch die gleiche Wirtschaftsform, der gleiche Häuserbau, dieselbe Tracht und dieselben Sitten wie dort. Dieses Vorland ist also nicht blos landschaftlich, sondern auch ethnographisch eine eigene Region. Nach Norden geht sie über in die Geröllfläche der Münchener Hochebene. München ist ein ethnographischer Knotenpunkt. In seiner Umgebung gruppieren sich die größten Gegensätze. Aufwärts noch Häuser im Gebirgsstil, abwärts das hochgiebelige, strohgedeckte Haus der eigentlichen Hochfläche. Nicht geringer ist die Verschiedenheit der Trachten zwischen Dachau, Starnberg und Wolfratshausen. Die Gegend abwärts München ist ein Land der Moore. Die

inselartigen Erhebungen dieses vertorften Seebodens sind besiedelt: Lochhausen, Aubing, Olching. Die Oede des Bodens, die armen Bauernhäuser, die gedrückten Gestalten der Moosbauern, ihr mageres Vieh lassen die ärmsten und ursprünglichsten Kulturzustände leicht erkennen. Und doch ist es ein Land reich an originellen bäuerlichen Entwicklungen. Die neue Zeit hat hier Ackerbaucolonien gegründet. Solche sind Karlsfeld, Ludwigsfeld und Augustenfeld. Durch die Torfgewinnung ist ein früher nicht geahnter jetzt gewinnreicher Erwerb erstanden. Hügelsäume begrenzen diese Möser. Daran schließt sich nordwestlich ein äußerst reiches Wassernetz. Die Paar, die Ilm, die Maisach und die Glon sind lauter Flüsse des Sumpf- und Hügellandes. Ihr Gefäll ist gering, der Lauf ruhig und vielgewunden; der Wasserstand bleibt sich ziemlich gleich; die Farbe dunkel gegen das kristallene Blau und Hellgrün der Alpenflüsse. Die flachen Ufer ließen sich bequem besiedeln; daher Dorf an Dorf und den Flüssen entlang Verkehr erleichternde Fahrstraßen. Die zahlreichen Seitenbäche dieser Flüsse beweisen zudem die Fruchtbarkeit des Bodens. Hier haben wir das reine Widerspiel der alpinen Gewässer in ihrem obern und mittlern Lauf. Ein Bild voller Mannigfaltigkeit, ein reicher Wechsel von Feld und Wald, von Dörfern und Weilern. Hier fordert die Natur gebieterisch den Ackerbau. Deshalb reift die Besiedelung nur zu kleinen Landstädten. Aichach, Pfaffenhofen, Schrobenhausen sind nur Mittelpunkte bäuerlichen Verkehrs. Ja selbst die historischen Städte Freising, Moosburg und Friedberg haben in neuerer Zeit das Gepräge von Landstädten angenommen.

Der Gliederung des Landes zwischen Lech und Isar vom Gebirge abwärts zur Donau entspricht die zwischen Isar und Inn. Auch hier unterscheiden wir eine Berglandschaft, eine von See'n durchwobene Hügelzone, dann die Moose bei Aibling und Rosenheim, eine große Geröllfläche bei Holzkirchen, nordwärts aber eine Hügellandschaft nach Niederbaiern hinein, ganz der an der Paar und Glon conform. Doch bieten sich hier mancherlei Verschiedenheiten dar, deren wir Erwähnung thun müssen. Das Hochgebirge strebt nicht so mächtig in das oberbairische Gebiet hinein wie zwischen Lech und Isar. Dagegen sind hier dem Hochgebirge zwei stark bevölkerte Täler eigen, das Weißachtal bei Kreuth und das Leizach-

tal bei Baierisch=Zell. Dann ist hier Gebirg und Hügelland stufenweise vermittelt. Das bergige Vorland von Tölz bis Brannenburg ist geschmückt mit zahlreichen Bauernhöfen und Dörfern. Hier konnte sich der Gebirgsbauer in seiner ganzen Eigenart heiterer und breiter entwickeln als im Hochgebirge. Deshalb ist die Gegend von Tölz, Miesbach, Tegernsee, Bairisch=Zell und Brannenburg die Stätte ächter Volkssitte, Volkstracht und ächten Volksgesanges. Zwei Alpensee'n, Tegern= und Schlier=See, bequem zugänglich und stark besiedelt, bilden den Mittelpunkt dieser schönen und reichen Landschaft.

Die weite Strecke Landes zwischen der Isar und der Ostgrenze fällt zumeist in das Stromgebiet des Inn. Der Inn hat zwar auch alpinen Character; doch ist er wegen seiner Wasserfülle für Schiffahrt geeignet. Diese und seine wegsameren Ufer haben ihn mehr besiedelt und dem Verkehr dienlich gemacht als Isar und Lech. Rosenheim, Wasserburg, Kraiburg, Mühldorf und Neuötting bieten ein belebtes Uferbild. Die italienische Bauart der Häuser bis nach Passau hinab läßt auf einen früheren und langen Verkehr mit Italien schließen. Das Inngebiet hat auch noch den Vorzug tieferer Lage und deshalb milderen Klimas. Die ganze bairische Südebene senkt sich dem Donaugefälle entsprechend von West nach Ost, und zwar am Fuße der Alpen bedeutender als die Donau selbst. Zwischen Schongau und Salzburg beträgt die Absenkung 260 m. Der Inn bekommt von beiden Seiten eine Anzahl Nebenflüsse. Der Chiemsee bildet ein ähnliches Centrum im Osten wie der Würm= und Ammersee im Westen. Rings um ihn ist sumpfiges Land, die Ufer sohin wenig besiedelt. Wie hydrographisch, so schließt sich das Gebiet des Chiemsees auch ethnographisch zu einer Besonderheit ab. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß alle bedeutenderen See'n früh schon durch klösterliche Ansiedelungen Kulturmittelpunkte wurden. Noch eine Besonderheit bietet das Land der beiden Alpenflüsse Salzach mit der Salach: Berchtesgaden. Hier ist „die wilde Großheit der bairischen Isaralpen mit der reizenden Formenplastik der Innalpen zu einer Hochgebirgsscenerie verbunden, die in den gepriesensten Gauen der Schweiz wenige ihres gleichen findet“. Auf diesem historischen Boden haben sich auch eigene sociale und gewerbliche Zustände gebildet.

Niederbaiern ist noch weniger als Oberbaiern ein topographisches

Naturganzes. Den größeren Teil macht die Fortsetzung des von den Alpen zur Donau niedersteigenden Tafellandes aus, daran reiht sich das Donaubecken, und nördlich davon gehören noch Teile des bairischen und böhmischen Waldes dazu. Die Donau scheidet das alpine vom herzynischen Gebirgssystem. Bis an die Westgrenze Baierns nur Mittelgebirgsflüsse aufnehmend, bekömmt sie mit der Iller und von da ab mit andern wasserreichen Alpenströmen selbst den Charakter eines Hochgebirgsstromes. Von Ulm bis Passau ist sie topographisch und ethnographisch ein selbstständiges Glied der gesammten Flußlinie. Bei Regensburg drängt sie am meisten gegen mitteldeutsches Land vor. Hier ist aber auch von Alters her ein Handelscentrum ober- und mitteldeutschen Verkehrs. An der niederbairischen Grenze durchbricht sie die südöstlichen Ausläufer des Frankenjura, bahnt sich eine enge Felsenpforte und bekommt einen andern Charakter. War sie vorher in zahllose Seitenarme zerspalten, so bildet sie jetzt eine einheitliche, stetige Wasserader. Daher kommt es, daß sie im obern Lauf wenig Ortschaften an ihren Ufern hat, von Kelheim bis Passau dagegen reiche Städte und wohlhabende Dörfer. Von Regensburg über Straubing hinab breitet sich die große Donauebene des Dungabodens aus, ein Getreideland ohne gleichen. Diese Gegend beherbergt in vielen und stattlichen Dörfern einen gediegenen Bauernstand, gefestet durch zahlreiche originelle Bauernsitten. Die 24 Stunden lange Ebene schließt bei Osterhofen ein hügeliges, waldreiches Land. Das linke Ufer der Donau ist arm an längeren Zuflüssen; der bairische Wald streift zu nahe hin, und so kann es zu keiner bedeutenderen Flußentwicklung kommen. Parallel von Ost nach West gelangt der Regen in die Donau. Die Ilz kommt trägen Laufs durch gewundene Talengen aus dem Böhmerwalde bei Passau zur Donau. Die Hauptzuflüsse rechter Seite sind Isar und Inn. Der niederbairische Lauf der Isar ist ein gesammelterer, von Geröllbänken mehr befreit. Doch erhält sie noch vor ihrer Mündung den alten Charakter. Eine Meile vor derselben sind ihre Ufer mit Weidengestrüpp bedeckt und unbewohnt. Der Kiesboden trotzt jeglicher Cultur. Fast parallel mit der Isar laufen Abens, große und kleine Laber und Aitrach, ähnlich Vils und Rott. Der Inn ist bis Schärding an Bänken und Inseln reich und bairischerseits dörferarm. Unter Schärding durch den Neuburger Wald und

gegenüberliegende Berge eingeengt, strömt er in schmaler Talschlucht der Donau zu. Die Zweiteilung Niederbaierns durch die Donau zeigt eine Verschiedenheit der Bodenbildung und einen Unterschied im Volksleben: Rechts ein reichgesegnetes Bauernland, übersäet mit Dörfern, Weilern und Höfen; nur die Hauptflußlinien haben städtische Siedelung; links rauhe Waldwildnis mit Viehzucht, Waldarbeit und Industrie eines Bergvolkes; daneben der gut bevölkerte Passauerwald mit reichem Verkehr, beqemem Ackerbau, stattlicher Viehzucht und angemessener Industrie.

Geschichts- und Kunstdenkmäler.

Werke vorhistorischer Zeit.

Die Werke monumentaler Kunst bieten der Volkskunde wichtige Aufschlüsse. Gruppen verschiedenen Zeiten entstammend, geben ein Bild von den verschiedenen Phasen des Volkscharacters und der Volksbildung.

Bedeutende Gelehrte befassen sich dermalen mit den Ueberresten praehistorischer Zeit. Man unterscheidet eine Renntier- oder Eiszeit (Schussenried in Schwaben), eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Die Renntier- oder Eiszeit mag viele Jahrhunderte der ältesten Steinzeit vorausgehen. Auf bairischem Gebiete weisen praehistorische Ueberreste bis jetzt nur auf Stein- und Bronzezeit zurück. Die Pfahlgruppen am Chiem-, Ammer-, Schlier-, Wört-See und besonders am Würmsee geben zweifellose Anhaltspunkte. Am gründlichsten ist die Roseninsel im Würmsee untersucht worden. Verdienste darum haben sich erworben Professor Moritz Wagner und Landrichter Sigmund von Schab. Beider Befunden folgen wir.*) Schab fand große und kleine Pfähle. Die großen aus Eichen- und Weiß- oder Edeltannenholz gehören einer spätern, vielleicht der Römerzeit an. Die kleinen Pfähle stehen in drei Gruppen etwa

*) Sitzungsberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München. Jahrgang 1866 Bd. II. — Beiträge zu Anthropologie und Urgeschichte Baierns, Organ der anthropologischen Gesellschaft in München. Redigiert von Johannes Ranke und Nikolaus Rüdinger. 1. Bd. 1877.

50 m von der Insel weg. Jede Gruppe bildet ein längliches Rechteck. Die Pfähle sind stumpf zugespitzte, meistens gespaltene Rundhölzer und stecken senkrecht im Boden. Das Holz ist von der Weißtanne, der Esche oder Buche; bearbeitet sind sie mit Stein- oder Bronzewerkzeugen. Diese drei Pfahlgruppen scheinen der Unterbau von Wohnungen gewesen zu sein. Darauf weisen viele Küchenabfälle und spärliche Artefacte. Dichte Pfähle und darauf gelegte Schwellenrahmen, wie ein solcher auf dem Seeboden gefunden wurde, geben ein Bild des Unterbaues einer Pfahlhütte. Gewis ist, daß der Boden der Pfahlhütte sich etwas über 1 m über den Wasserspiegel erhob. Massenhaft ist der Fund von zerschlagenen Knochen, d. i. Küchenabfällen, von Trümmern zerbrochener Tongefäße u. s. w. Daraus folgert eine sehr frühe Besiedelung der Insel. Sicher war erst die Insel besiedelt und erst mit der Bevölkerungszunahme mögen die Hütten über dem Wasser entstanden sein. Denn die Mehrzahl der benannten Gegenstände findet man an der Insel. In der Steinzeit haben die Menschen ausschließlich der Stein-, Hirschhorn- und Knochengeräte sich bedient. Besehen wir uns die auf der Insel aufgefundenen Artefacten, so finden wir unzweifelhafte Belege. Wir sehen Artefacten aus alpinem Feuerstein, Beile und Meißel aus Hornblendeschiefer, Lanzenspitzen, eine große Zahl von Steinbeilheften, eine Reihe von Knochen und Hirschhornstücken ausschließlich mit Steingeräten bearbeitet, zahlreiche Stangen von Hirschgeweihen nur mit der Feuersteinsäge angesägt. Allmählich mag es dann in die Bronzezeit übergegangen sein. Erst finden sich einige Bronzewerkzeuge. Sie waren jedenfalls selten und darum teuer. Später gibt es dann nur mehr Bronzewerkzeuge als Bronzebeile, Ahle, Nadeln, Messer, Bohrer, Waffen wie Dolche, Pfeilspitzen und Schmuckgegenstände. Alle diese Artefacten haben eine auffällige Aehnlichkeit mit den in den Schweizer Seen gefundenen. Nach den auf uns gekommenen Ueberresten gehören der Steinzeit zu der bos urus, der Elch, das Torfschwein, die wilde Torfkuh, und diese mögen nur spärlich vorhanden gewesen sein. Viel zahlreicher sind jene Ueberreste, welche der jüngern, der Bronzezeit angehören. Die große Zahl der Ueberreste des Rindes und des zahmen Schweines deuten auf Viehzucht, wozu die Pfahlbauern zweifelsohne das angrenzende Festland benutzten. Auf den Ackerbau weisen die ver-

kohlten Gerstenkörner und die vielen Mahl- und Quetschsteine. Ebenfalls auf dem Festlande betrieben, wird er nicht belangreich gewesen sein. Tonscherben, Weberschiffchen und Spinnwirtel bezeugen auch etwas Industrie. Erwerbszweig war nicht minder die Jagd. Nähnadeln und Pfriemen, Werkzeug-Handhaben, Pfeilspitzen, Beile und Messer aus Bronze sind ebenso gewisse Zeugen einer fortschreitenden, Kultur als Zierstücke und Töpferornamente Beweise einer gewissen Wohlhabenheit und eines gewissen Schönheitssinnes sind.

Es möchte hier angezeigt sein, nach dem Zweck dieser Seeansiedelungen zu fragen. Eine vielverbreitete Ansicht läßt sie gegen Ueberfälle von Raubtieren entstehen. Diese Ansicht ist so hinfällig als die, es seien die Pfahlbauten Handelsstationen der Phönicier gewesen. Dem widerspricht schon der Charakter der damaligen Tierwelt. Die wilden Tiere waren Fuchs, Wolf und brauner Bär, alle menschenscheu und feig, denen es nie einfällt auch nur das isolirte Filzzelt eines Kalmücken oder Kirgisen anzugreifen. Daß Wölfe in Gesellschaft je ein ganzes Dorf überfallen oder gar einen Angriff gegen Menschen in deren Wohnstätten gemacht, ist mit dem Charakter und der Lebensweise dieser Tiere unvereinbar. Schutz vor wilden Tieren war es also nicht, was die Menschen der Steinzeit auf die unbequemen Wasserdörfer zurückzuziehen veranlaßte. Schutz vor seinesgleichen, Schutz des schwächern Stammes vor dem stärkern Nachbar war es. Möglich, daß einige dieser Pfahlhütten nur Vorratskammern waren, worin die vorrätigen Werkzeuge der ganzen Gemeinde aufbewahrt wurden, um sie vor Plünderung zu schützen. Dabei mögen diese Seecolonisten gleichzeitig auch das Festland bewohnt haben. Zeitweise sind wohl ganze Viehherden in den Pfahlhütten geborgen gewesen, was die vielen Excremente, besonders von Schafen beweisen, die da und dort gefunden worden. Der Pfahlbau war also eine Zufluchtsstätte für die Bevölkerung und ihre Habe bei drohenden Gefahren. Solch Flüchten mag sich oft wiederholt haben. In Zeiten der Anfänge von Culturzuständen spielte das Recht des Stärkeren eine furchtbare Rolle. So ist es heute noch unter vielen Indianerstämmen Nord- und Südamerikas. Nur harte Not und Gefahr steigerten die Intelligenz und Energie und lehrten zur Pfahlbauzeit gesicherte

Zufluchtstätten auf dem Wasser bauen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß wilde Völker nicht arbeiten mögen, Arbeit ist ihnen Qual; nur Not und Gefahr drängt sie dazu und damit beginnt dann die Cultur. Auf ihren Pfahlbauten waren die Leute auch sicher. Belagerung konnte sie nicht zwingen. Der See bot Wasser und Nahrung. Der Fischfang, damals noch viel ergiebiger als heute, möchte sogar ein weiterer Erklärungsgrund für die Pfahlbauten sein, zumal für solche Pfahlbauten, wo die Beschaffenheit der See'n den Zweck der Verteidigung nicht erkennen läßt. Die meisten Stellen in der Schweiz und Baiern, wo Spuren von Pfählen sich finden, sind sehr fischreich. Die Ueberreste organischer Körper ins Wasser geworfen, locken Fische an, nähren sie und tragen so zu ihrer Vermehrung bei. Das finden wir heute noch anderwärts. Und so ließen sich die Pfahlbauten auch als große Zuchtanstalten für Fischerei ansehen. Die Jagd war in der Steinzeit gewis höchst schwierig und darum von sehr unsicherm Ertrag. Wisent und Edelhirsch konnten wol schwerlich mit den Steinwaffen erlegt werden. Ein Ueberfluß an Haustieren ist auch nicht gut anzunehmen, weil es unsägliche Mühe gekostet haben würde, Wälder in Wiesen zu verwandeln und weite Stallungen für den Winter zu bauen. Bei genauer Betrachtung der gefundenen Knochen läßt sich wahrnehmen, daß die Leute einen Ueberfluß an Fleischnahrung nicht hatten, ja daß sie von Jagd- und Haustieren alles Genießbare gierig verschlangen. Die Röhrenknochen sind gewöhnlich gespalten, die Schädelhöhle geöffnet, ja sogar der Unterkiefer aufgeschlagen, um alle eßbaren Weichteile zu erreichen. Der Feldbau mit Steinwerkzeugen höchst schwierig, wird auch wenig geübt worden sein. Also war der Fischfang die leichteste und wesentlichste Nahrungsquelle.

Ueber das Alter sind mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, aber sicher läßt sich nichts feststellen. „Gegenwärtig fehlt es an jeder genügenden Tatsache, um irgend einen Rest der Pfahlbauerzeit für älter zu halten als die Pyramiden am Nil, ja nicht einmal derjenige könnte streng widerlegt werden, der die Hinterlassenschaft der schweizerischen Steinzeit in das zweite Jahrtausend vor Christo versetzen wollte".*)

*) Peschel, Völkerkunde, 3. Aufl. S. 46.

Werke altrömischer Zeit.*)

Die historische Zeit für Baiern beginnt mit der Römerherrschaft. Nachdem die Römer unter Drusus und Tiberius das Land südlich der Donau 15 v. Chr. erobert hatten, trafen sie militärische Anstalten zu Schutz und Trutz. Längs der Ufer und in der Nähe der Heerstraßen legten sie Castelle an. Diese wurden Mittelpunkte von Niederlassungen. Es entstanden Dörfer, Flecken und Städte. Auf vielen ihrer Trümmer erbaute man später Ritterburgen, und so folgt dem untergegangenen Römertum das romantische Rittertum. Beim Volk heißt heute noch die Stelle, wo ein Castell stand, Burg, Bürg oder Burgstall. Reste von Castellen finden sich bei Attl, Happing, Wasserburg, Bernau, Burghausen, Pföring u. s. w. Schanzen und Lager legten die Römer in beträchtlicher Menge an, besonders an der Donau. Solchen Lagern verdanken manche Städte ihren Ursprung, wie Regensburg und Passau. Durch Spähhügel und Signaltürme waren die Römer in Verbindung gesetzt. Drohte Gefahr, so verkündete dieselbe des Tags eine Rauch-, des Nachts ein Feuersäule. Eine Linie von Signaltürmen erstreckte sich der Donau entlang: Kelheim, Abbach, Straubing und Passau, eine andere am Inn: Neubeuern, Happing, Aising, Rosenheim, Westerndorf und Zeisering. Das Land war ein großes Feldlager. Die gefundenen Denkmäler liefern eine große Zahl von Namen verschiedener Heeresabteilungen. Für die Bequemlichkeit der Heereszüge, zur Förderung von Handel und Ackerbau und zur Verbindung der Provinzen wurden Straßen angelegt; die meisten zu Severus und Caracallas Zeit 195—201 und 215. Von Augsburg, der Hauptstadt Vindeliciens, gingen sie nach den vier Himmelsgegenden, gegen Osten eine Hauptstraße über Schöngeising, Heifendorf, Pfunzen, Seebruck und Salzburg; gegen Süden eine Hauptstraße über Landsberg, Epfach, Partenkirchen, Scharnitz; gegen Westen über Schwabeck, Türkheim, Obergünzburg, Kempten und gegen Norden und Nordost über Neuburg, Manching, Regensburg, Straubing, Plattling und Passau. Die Straßen verlangten Brücken.

*) Das römische Baiern in seinen Schrift- und Bildmalen von Dr. Josef v. Hefner 3. Auflage. München 1852.

Der Felsen in der Isar bei Grünwald, der sogenannte Georgenstein, soll einer Römerbrücke angehört haben. „Wo der Römer siegt, da wohnt er auch.“ So enstanden Colonien wie Augsburg und Salzburg. Jede Pflanzstadt war ein Rom im kleinen. Gesetze, Einrichtungen und Götterverehrung brachten die zahlreichen römischen Colonisten mit. Daß allmählich eine Befreundung mit den Deutschen zu Stande kam, beweisen die ehelichen Bündnisse zwischen Römern und deutschen Frauen. Beispiele von Namen auf Denkmälern geben davon Zeugnis. Zu gegenseitig freundlicher Beziehung haben sicher die Künste des Friedens ein wesentliches beigetragen. Roms Luxus und feinere Sitten, Pracht und Bequemlichkeit des römischen Staats- und Privatlebens wirkten mächtig auf die Einheimischen. Der Anbau des Bodens machte gute Fortschritte. Mehrere Denkmäler sprechen von Pächtern und ihrem Gesinde. Land- und Wasserwege förderten den Handel; auf der Donau und dem Inn gingen Schiffe. Die Produkte Deutschlands kamen durch die nördlich wohnenden Hermunduren an die Römer; dagegen Italiens Luxusartikel über die Alpen. Auch kannten die Römer die Salzquellen und Salzlager im südlichen Baiern. Die Alrunen, weibliche Schutzgottheiten der Salzquellen, sind auf Denkmälern erhalten. Künstler und Handwerker fanden Beschäftigung vor allem für den Cultus, doch auch für das öffentliche und häusliche Leben. Zeuge des sind die Basreliefe an den Denkmälern, die architektonischen Ueberreste, Götterbilder und der geschmackvolle Bilderschmuck auf den Töpfergeschirren. Wie anderwärts so auch hier nahmen die Römer zu ihren Gottheiten auch die heimischen an. Auf den Denkmälern sind als Gottheiten genannt: Jupiter, Merkur, Minerva, Apollo, Juno, Diana, Venus, Pluto, Proserpina, Neptun, Aeskulap, Herkules, Silvan u. s. w. Ihnen bauten sie Tempel und Kapellen. Nach der Sage sollen die Kirchen in Altötting und Prutting römische Tempel gewesen sein. — Das häusliche Leben der Römer in Baiern lernen wir an einer großen Menge kleiner Gerätschaften aus Metall und Ton erkennen. Diese Anticaglien werden in Römergräbern gefunden. Die Fabrikate der Töpferwerkstätte, besonders der zu Westerndorf, findet man in allen römischen Niederlassungen. „Die Erzeugnisse der römischen Töpferfabrik zeichnen sich durch Schlankheit, Rundung, Schweifung,

Zierlichkeit und Geschmack der Formen und durch die Farbenabstufung des Tones aus." Geschirre mit Bildern stellen menschliche und tierische Gestalten dar, meist in reichem Arabesken- und in Blätterschmuck. An den Gebäudeüberresten erkennen wir ihre Baukunst, die Einteilung und den Zweck der Gemächer. Wir sehen noch etwas von bunter Wandbekleidung, von Estrich- und Mosaik-Fußböden. Nicht minder lassen sich Badeeinrichtung und Wärmeleitung wahrnehmen. Tönerne Röhren, Doppelböden, Leitungskanäle an den Wänden sind dazu benützt. Münzen in großer Zahl erweisen einen Aufenthalt der Römer in Baiern von vier Jahrhunderten. Baiern ist also ein klassischer Boden. — Das meiste der aufgefundenen römischen Ueberreste ist in Sammlungen aufbewahrt, nur weniges ist da und dort noch zu sehen. Eine Ara an der Turmecke zu Nußdorf zeigt die Bilder Jupiters, der Juno, der Minerva und des Herkules. Ein Stein zu Dünzlau bei Ingolstadt stellt das Brustbild des Merkur, ein Monument in Irling bei Traunstein die Relief der Victoria und des Mars dar. Ein Gedenkstein zu Pföring trägt das Bild des Kaisers Severus, ein anderer in Laufen das des Diokletian. Der Bauersmann benützt solche „alte Steine". So mag mancher als Teil eines Backofens oder einer Stiege, mancher in der Kirche als Opferstock oder als Unterbau des Taufsteines dienen. In Ebrantshausen ist das Weihwassergefäß ein der Juno geweihter Stein und zu Passau bei St. Severin muß eine Ara des Faustinianus gleichem Zweck dienstlich sein. Regensburg, der wahrhaft klassische Boden Baierns, liefert seit langer Zeit Gebilde römischer Kunst und römischen Gewerbfleißes, Altäre, Statuen, Grabsteine, Gedenktafeln, Lampen, Schüsseln, Schmucksachen, Ziegel und Münzen. Von antiken Statuen nennen wir die des Mars, des Merkur, des Bachus und der Minerva.

Die altchristliche Kunst zur Karolinger Zeit.*)

Mit den Römern kam auch das Christentum nach Baiern und ohne Zweifel gab es schon christliche Kirchen wie in Salzburg,

*) Geschichte der bildenden Künste im Königreich Baiern von Dr. J. Sighart, München 1862. — Lübke, Leitfaden der Kunstgeschichte, Stuttgart 1868. — Spruner, Wandbilder des b. National-Museums, München 1868. — W. Preger, Lehrbuch der bairischen Geschichte, Erlangen 1872.

Passau und Pfunzen und zwar in römischer Bauweise. Die Völkerwanderung (4.—6. Jahrh.) befreite das Land von Rom und das Christentum wurde verdrängt. Als aber Baiern von deutschen Volksstämmen aufs neue besiedelt war, kam das Christentum wieder und mit ihm die Herrschaft Roms. Wie früher das ganze Land von Castellen übersäet war, so jetzt von Klöstern. Im 8. Jahrh. erhoben sich Klöster an den Ufern der Donau, der großen Völkerstraße, Niederaltaich, Oberaltaich, Weltenburg, Regensburg, Pfaffenmünster, Osterhofen, Niedernburg bei Passau, Kremsmünster. „Angelockt von den Süßigkeiten des einsamen, vom Weltgewühle fernen Lebens“ erstanden am Fuße der Alpen und an den Gestaden der grünen Gebirgssee'n Benedictbeuren, Kochel, Schlehdorf, Staffelsee, Wessobrunn, Polling, Tegernsee, Schliersee, Chiemsee und Schäftlarn; in der Mitte beider Regionen: Isen, Ilmmünster, Altomünster, Tierhaupten und Ottobeuren. Das sind die Stätten, von denen die Cultur des Bodens und der Geister, die Pflege des Glaubens und der Sitte, die Blüte einer neuen selbstständigen Kunst und Wissenschaft ausgegangen sind. In allen größern Klöstern gab es Bauverständige, Bildhauer, Maler und Handwerker, die Kirchen bauten und schmückten und zwar nach dem Muster der Basiliken Roms. „Dies waren Gebäude von länglich viereckiger Grundform, deren breiter Mittelraum ringsum in zwei Geschossen von Säulenhallen umzogen wurde. Während diese Räume dem Geschäfts- und Handelsverkehr bestimmt waren, diente eine große, an der einen Schmalseite angebrachte Halbkreisnische als erhöhtes Tribunal, als Ort der öffentlichen Gerichtsverhandlungen. Diese Gebäude eigneten sich besonders für den christlichen Cultus. Das halbkreisförmige, meist erhöhte abgeschlossene Ende bot Raum zur Aufnahme des Altars. Hier nahmen auch der Bischof und die Priester ihre Sitze der Gemeinde gegenüber. Man stellte sie von Ost nach West und zwar so, daß der halbrunde Schluß des Mittelschiffes, die Apsis, nach Morgen gerichtet war. Dieses Halbrund war durch ein die Kreuzform vollendendes Querschiff vom Uebrigen geschieden. Das Mittelschiff war meist von größerer Höhe und Breite als die Seitenschiffe. Die hohe Obermauer des Mittelschiffes, war in abgemessenen Abständen durch eine Reihe großer, weiter, im Rundbogen geschlossener Fenster durchbrochen. Die großen

Basiliken hatten 3 Eingänge und vor denselben eine Vorhalle.“ — Die Mehrzal der kirchlichen Bauten aus dieser Periode waren Holzbauten, doch kamen auch schon Steinbauten vor, so die Kathedrale in Freising von 769—80; Türme fehlten noch. In einigen Kirchen gab es schon Krypten, das sind gewölbte Räume, die die Leiber der Martyrer in kostbaren Schreinen bewahrten. Diese Holzbauten leisteten wenig Widerstand gegen die zerstörenden Elemente, deshalb sind aus dem ersten Jahrtausend der christlichen Zeit nur wenig Ueberreste der bildenden Kunst erhalten. Zu diesen gehört vielleicht das Holzbild der Gottesmutter in der Kapelle zu Altötting, ursprünglich in Farbe gefaßt, jetzt durch den Rauch geschwärzt; ferner das gemalte Bild Mariä aus der alten Kapelle in Regensburg, jetzt in Schleißheim, ein ähnliches in Mariä-Eck bei Traunstein und in der Jesuitenkirche zu Landsberg (10. Jahrh.), das Lukasbild zu Freising mit einem Goldrahmen (8. Jahrh.). Für die Miniaturmalerei bietet das Wessobrunner-Gebet einen interessanten Beleg. Wahrscheinlich vor 814 im Kloster Wessobrunn geschrieben, erzählt es die lateinische Legende von der Auffindung des hl. Kreuzes, und gibt im Anhange jenes urkräftige deutsche Gebet, das zu den ältesten Denkmälern deutscher Sprache gehört. Zu jener Legende sind 18 Bilder als Illustrationen mit der Feder gezeichnet und hie und da mit Farben schwach colorirt. Die Form ist sehr roh, die Hand unsicher. Ein besonderes Interesse gewähren die Bilder für die Kenntnis der Trachten und Waffen jener Zeit. Die der vornehmen Personen entspricht dem antiken Vorbilde, die Gemeinen haben die deutsche Kleidung, kurze Leibröcke, enge Hosen und an den Knöcheln gebundene Stiefel, das Haar ist kraus.

Von einem nationalen Kunstleben ist während der Karolinger Zeit noch keine Rede. Die altrömischen Formen in der Baukunst und Plastik galten als einzige Muster, die mit Eifer und Geschick nachgeahmt wurden. — „Baiern, heißt es in der Biographie des hl. Emmeram, war reich und anmutig und zog selbst Wein; das Volk war schlanken und kräftigen Wuchses, sehr wohlwollend und menschlich, aber der Abgötterei noch ergeben, indem man großenteils aus Einem Kelch das Blut Christi und den heidnischen Opfertrank genoß.“ Die alten Deutschen, deren Lieblingsbeschäftigung Krieg und Jagd war, wie Tacitus erzält, gewöhnten sich jetzt mehr

an friedliche Beschäftigung, darum wird des angebauten Landes mehr und der Wälder weniger. Die Güter Karl des Großen und der Klöster waren Musteranstalten. Den Handel — vor allen mit Getreide, mit leinenen und wollenen Tüchern — förderten die Wasserstraßen, ihm sollte auch der Kanal dienen, den Karl der Große erbauen wollte.

Literatur Baierns in der Karolinger Zeit.*)

Die Bekehrung der Deutschen wandelte auch ihre heidnischen Stätten und Sitten. In den heiligen Hainen, wo sonst die Opferherde waren, erstanden Kirchen, die heidnischen Gottheiten mußten christlichen Heiligen, ja Christo selbst weichen. Das höchste christliche Fest trat an Stelle eines heidnischen. So gings auch mit der Poesie. Mit der alten Form der Alliteration ward auch manch heidnischer Inhalt mit herübergenommen. Es läßt sich dies genügend erweisen. Das schon erwähnte Wessobrunner-Gebet gibt dafür Beleg, noch mehr das Fragment eines Gedichtes, das auf dem Rande eines Ludwig dem Deutschen gewidmeten Buches geschrieben steht. Vielleicht ist es von ihm selbst. Seit 828 hielt er in Regensburg Hof. Das Lied ist in alliterierender Form gedichtet und schildert das jüngste Gericht in christlichem Sinn, aber mit heidnischen Anklängen. Nach dem bedeutungsvollsten Wort hat es Schmeller Muspilli d. i. Weltenbrand genannt. „Wie Elias Blut zu Boden träufelt, geraten die Berge in Brand, kein Baum bleibt stehen auf der Stelle, die Ströme trocknen aus, des Meeres Flut verflüchtigt die Glut, in Flammen vergeht der Himmel, es fällt hernieder der Mond, die Erde flammt auf, kein Fels steht fest; der Vergeltung Tag sucht die Völker mit Feuer heim, da mag kein Mage (Verwandter) dem andern helfen vor dem Muspilli, wenn die weite Erde ganz verbrennt und Feuer und Luft sie ganz hinwegfegt, wo ist dann die Mark, um die man mit den Verwandten stritt? Die Mark ist verbrannt, die Seele steht schuldbeladen."

*) Deutsche Dichtung im Mittelalter von K. Goedeke.

Die Kunst der romanischen Zeit von 960—1260.*)

Nach Karl des Großen Tod trat abermals eine arge Zerrüttung ein. Ungarn und Normannen vernichteten die Blüten der Cultur und Kunst, sie zerstörten die Klöster Oberbaierns und Schwabens und raubten, was zu rauben war, weshalb so wenig Ueberreste vorhanden sind. Erst unter Otto I. (936—973) kam es zu einem neuen Aufschwung des allgemeinen Lebens, die deutschen Stämme brachten ihren Charakter in Leben, Sitte und Sprache, in Recht, Wissenschaft und Kunst zum Ausdruck; so gestaltete sich allmählich der Romanismus, d. i. die glückliche Mischung der überlieferten Elemente des Altertums mit den Eigenarten der deutschen Stämme. Die erste Epoche dieses Zeitraumes von 960—1100 zeigt die Keime des neuen Stils. Noch ist der Typus der Basilika maßgebend. Der Einfluß Italiens ist zu mächtig: Kaiser und Fürsten ziehen über die Alpen, Bischöfe und Laien walfahren nach Rom. — Erst verlängert sich die Chorapsis, weil des singenden Clerus immer mehr wird. Kreuzschiffe haben nur die größern Kirchen, die in Altbaiern selten sind. Unter dem Chor ist eine Krypta mit Gewölben zur Aufbewahrung heiliger Leiber bestimmt. Zur Stützung der Hauptmauer dienen in der Regel noch Pfeiler; die Bedeckung ist noch vorherrschend flach mit Holzplafonds, nur über kleinere Räume spannt sich das Kreuzgewölbe. Die Fenster, schmal und rundbogig, bisher mit Teppichen verhangen, sind jetzt von Glas. Statt des Akanthusblattes entstehen allmählich rohe Würfelformen, dann deutsche Pflanzenblätter und Kelchformen. Eine wichtige Neuerung sind die Glockentürme aus Stein, erst noch neben der Kirche ohne organische Verbindung mit dem Ganzen (Moosburg). Baumeister sind Mönche, Bischöfe und Kleriker, Handlanger Laien. Material im Süden ist der Ziegel; Ecken, Fenster, Portale und Sockeln werden aus Hausteinen hergestellt. Die Bautätigkeit ist eine ungeheuere in jener Zeit. Klöster und Kathedralen erstehen neu aus Schutt und Asche. Pilgerfarten und Kreuzzüge mehrten die Mittel zu Kirchenbauten, weil die Fortziehenden gar oft ihre Habe der Kirche vermachten.

---

*) Sighard, die bildenden Künste in Baiern. — Bavaria, 1. 2.

In der zweiten Epoche von 1100—1200 gelangte der Romanismus zur höchsten Entfaltung. Baiern nimmt lebendigen Anteil. Das Geschlecht der Welfen, mächtig und reich in deutschen Landen, fördert die Kunst, nicht minder nach ihnen die Wittelsbacher, vor allen tätig ist das hochbegabte Kaisergeschlecht der Hohenstaufen. Für die Kreuzzüge ist auch in Baiern hohe Begeisterung, Welf und Heinrich der Löwe, Bischöfe wie Otto von Freising, Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Bürger ohne Zahl ziehen nach dem heiligen Land. Baiern war zudem die Heerstraße für die westlich und nördlich wohnenden Kreuzfahrer. In diese Zeit fällt auch der verheerende Kampf der Welfen und Gibellinen. Trotzdem aber ist die Zeit reich an großartigen Schöpfungen der christlichen Liebe, der Kunst und Wissenschaft. In Altbaiern allein erstanden von 1070—1190 an 80 Klöster. Die Kunst trat in ein neues Stadium; es entfaltete sich die bunteste Mannigfaltigkeit in Construktion und Zier. Nachahmung antiker Formen hörte auf, die romanische Kunst bildete sich jetzt ihre eigentümliche neue Gestalt. Das wesentlichste dieser Epoche ist die allseitige Anwendung des Kreuzgewölbes. Das Ziel baulicher Entwicklung, das Emporstreben des Kirchenbaues zum Himmel, war erreicht. Die aufsteigenden Glieder wurden nicht plötzlich abgeschnitten durch die Flachdecke, sondern setzten sich in sanftgeschwungenen Kreislinien fort, bis sie sich im Durchschneidungspunkte in einander verloren. Zum Tragen der Gewölbe nicht mehr ausreichend, wurden die Säulen durch Pfeiler ersetzt. Die Türme in Quadratform sich verjüngend, bildeten im Unterbau die Vorhallen; die Fenster von größerer Ausdehnung bekamen elegante Umkränzung mit Blatt- und Sternformen. Vor allem dient das Portal zu Schmuck und bunter Abwechselung von Formen, Bildern und Lichtreflexen, es verjüngt sich stets nach innen; die Seitenwände sind durch Säulchen und Eckpfeilerchen gebildet, der aufsitzende Bogen umschließt ein Feld, das meistens mit den Reliefsfiguren Christi, der Patrone und Stifter geziert ist. Die Säulen, an des Fußes Ecken mit Blättern, Knollen und Köpfen versehen, sind bald rund, bald eckig, bald schmucklos, bald mit Zierden bedeckt, bald einzeln, bald mit einander verbunden. Noch reicher sind die Formen des Kapitäls, eine unendliche Abwechselung von geometrischen Gestalten, von conventionellen

Pflanzen-, Tier- und Menschenformen. In dieser Epoche werden auch die Kreuzgänge an Klöster und Kathedralen angebaut, in denen Prozessionen mit Vortragung des Kreuzes gehalten wurden; sie waren zugleich Begräbnisstätten der Mönche. Stadttore, Türme, Brücken und Burgen erstanden in Fülle. Die Bauführung war in den Händen der Geistlichen, doch kommt urkundlich schon ein Laienbaumeister Enzelin vor, der vom Bischof von Würzburg mit Brücken- und Kirchenbauten betraut wird um das Jahr 1133. Ebenso finden sich unter den Dienstleuten und Leibeignen der Klöster viele Steinmetzen, Zimmerer und Maurer; die Steinmetzen Ernest und Bernhard kommen in Urkunden des Klosters Gars 1160 vor.

Die dritte Epoche des Romanismus, von 1200—1260, zeigt in der bildenden Kunst ein Drängen zu größerer Freiheit und Selbständigkeit; es wird ein glücklicher Anlauf zu idealen Formen gemacht; sie ist die Prophetie der kommenden Gothik. Die himmelemporstrebende Höhenentwicklung brachte die meisten Neuerungen, daher durchgängige Anwendung des Gewölbebaues, daher mannigfaltige Gliederung und Ausschmückung der Pfeiler und Säulen, daher statt des Rundbogens schon hie und da der leichtere und höher strebende Spitzbogen. — Sind auch viele Bauten des Romanismus der Zeit erlegen, an Beispielen fehlt es doch nicht. Hier sollen nur einige namhaft gemacht werden. Die Klosterkirche am Anger zu München hat romanisches Gewölbe. Die innere Kapelle zu Altötting ist ein Achteck mit acht Seitennischen und einem kleinen Rundbogenportal, dessen Säulchen das Blätterkapitäl zeigen. Von den Benedictinern 1104 erbaut ist die Kirche vom Petersberg bei Dachau mit 3 Absiden, welchselnder Pfeiler- und Säulenstellung und flacher Decke. Der Dom zu Freising ist ursprünglich eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit einfachen Rundfenstern, einer umfassenden Krypta unter dem Chor und einem einfachen Rundbogenportal. Ein besonderes Interesse gewähren die 25 Säulen und 21 Halbsäulen der Krypta, die, was Construction und Schmuck der Kapitäler, Schäfte und Sockel betrifft, die reizendste Mannigfaltigkeit und Abwechselung zeigen; nach dem großen Brande auferbaut von 1158—1205. Die Münsterkirche zu Moosburg, dreischiffig mit Pfeilerstellung und Rundbogenportal, ist 1160—1170 gebaut. Den geschmackvollsten Turm der romanischen Zeit hat die Kirche zu

Ilmmünster mit kleiner Krypta (1202). Und weitaus die bedeutendste unter den erhaltenen romanischen Bauten Oberbaierns ist die Tempelherrenkirche zu Altenstadt bei Schongau, eine gewölbte Basilika mit Pfeilern, die aus vier Halbsäulen bestehen und mit zierlichen Kapitälern gekrönt sind; merkwürdig ausgestattet sind zwei Türme und ein Rundbogenportal; sie wird zum erstenmal in Urkunden 1220 erwähnt. — Passau, Landshut und Straubing waren als Bischofs- und Fürstenstädte Mittelpunkte religiösen und politischen Lebens, weswegen hier auch die meisten Denkmale mittelalterlicher Kunst sich finden. Die Severinskirche zu Passau, deren Schiff mit vier kleinen eingeschrägten Rundbogenfenstern versehen und mit flachem Holzplafond gedeckt ist, stammt aus dem 11. Jahrhundert. Interessant und einsam liegend ist die Jakobskirche bei Plattling, fast ganz aus Granit erbaut. Im Innern tragen vier ganze und zwei halbe Pfeiler ohne Sockel das flache Getäfel des Plafonds. Hier finden wir auch schon einen Viereckstturm. Ein weiterer Granitquaderbau mit Pfeilern, drei Absiden, zwei niedrigen Nebenschiffen und einem Kreuzschiff ist die Prämonstratenserkirche Windberg bei Bogen, erbaut von 1142—1167. Ihre beiden Portale sind sehr beachtenswert. Dem Ende des 12. Jahrhundert gehört auch die Kirche von Biburg bei Abensberg mit drei Schiffen und Absiden, hohem Kreuzschiff und zwei Türmen an. Alle romanischen Kirchen Niederbaierns überragt die alte Peterskirche in Straubing, ein Quaderbau mit drei Langschiffen, einem Kreuzschiff, reichem Dachgesims, drei schönen Absiden, doppelter Turmanlage und stattlichem Portale. Ein wundersames Portal schmückt die Kirche von Göpping bei Abensberg. In vielen Bildern wird hier die Erlösungsgeschichte vorgestellt. Unten liegen verschiedene Tiere, die Arten der Sünden anzudeuten, die durch Christi Tod gesühnt werden. In der Mitte wird Christi Leiden und Sterben abgebildet und wie der Sünder gewonnen wird, (ein Hirte zieht ein Lamm an sich). Oben prangt Christi Verherrlichung, seine Auferstehung, das Lamm mit der Siegesfahne. Im Tympanon (Bogenfeld) ist Christus in seiner Seligkeit, zwei Engel beten ihn an und reichen Schalen dar, die Gebete der Gläubigen enthaltend. — So weist auch Niederbaiern einen Kranz ähnlicher Bauten auf. Es hatte den Vorteil eines trefflichen Bruchstein-Materials, während Oberbaiern sich nur mit

Backsteinen begnügen mußte; zudem war Niederbaiern durch den Handel auf der Donau und durch größere Fruchtbarkeit seines Bodens auch reicher als Oberbaiern.

Die Oberpfalz ist reich an den mannigfachsten Schöpfungen romanischer Zeit. Regensburg, erst der Römer Sitz, dann der Agilolfinger, der Karolinger und jetzt der Lieblingsaufenthalt reicher Kaiser, ist eine Stadt am handelfördernden Strom mit kräftigem, selbstbewußtem Bürgertum, zeigt uns den romanischen Stil von seinen rohen Anfängen bis zu seiner reichsten Blüte und bis zum völligen Uebergang zur Gothik. Leider hat die Zopfzeit alle Bauten dieser Art übertüncht. Wir nennen die Klosterkirche von Obermünster, 1010 erbaut. Die innere Vorhalle von St. Emmeram ist schon deshalb sehr wichtig, weil sie die Zeit ihrer Entstehung angibt (1052). Die alte Klosterkirche von Kastel ist 1172 geweiht. Perschen besitzt 2 merkwürdige romanische Kirchen aus dem 12. Jahrhundert. Die Schottenkirche St. Jakob in Regensburg ist ein glänzender Schlußpunct dieser Bauperiode, innig und weltberühmt durch die Fülle der Bildwerke, die auf den Säulenknäufen und an der ganzen Nordseite wie hingeschüttet sind; jedenfalls von sinnvoller Bedeutung.

Gleiche Tätigkeit wie die Baukunst entfaltete auch die Bildnerei. Die vielen Kirchen mußten ausgestattet werden mit Altären, Heiligenbildern, Prachtgeräten und Paramenten. Auch diese Arbeiten wurden zumeist in Klöstern gefertigt; sogar ein Bischof wird als Bildhauer und Erzgießer gerühmt, Thiemo, aus einem vornehmen Adelsgeschlecht Baierns, war Erzbischof von Salzburg († 1101). Damals bemühte sich Heinrich der Heilige, Herzog von Baiern, unabläßig, Kirchen auszustatten. Der Charakter der Bildnerei hielt sich streng an römische Muster, die durch die Römerzüge bekannt wurden. Mit zunehmender Meißelfertigkeit verschwand allmählich das Naturgemäße, Naive und Frische der bessern Sculpturen, das architektonische Gesetz wurde mehr und mehr geltend, die Bilder gleichmäßig schematisch. Manchmal jedoch durchbrach ein Meister die Schranken und ließ seine Begabung wirken. Die letzte Epoche der romanischen Zeit zeigt eine wunderbare Tätigkeit nach dem Ziele vollendeter Formenschönheit bei größter Ideentiefe.

Von Wandgemälden in Kirchen ist sehr wenig erhalten. Was von Tafelbildern vorhanden ist, zeigt den starren byzantinischen

Typus. — Ums Jahr 1000 machte ein Graf Arnold dem Kloster Tegernsee ein Geschenk von färbigen Gläsern; er ließ auch Leute des Klosters in der Kunst des Glasmalens unterrichten und durch sie Gemälde ausführen. Das ist die Veranlassung zum Aufblühen der Glasmalerei in Baiern. — Zahlreiche Ueberreste bietet die Miniaturmalerei. In jedem Kloster gab es damals Schönschreiber und Illuministen, die eine Fülle von Büchern herstellten und mit ihrer Kunst zierten. Da es in der Malerei an Vorbildern antiker Art fehlte, so waren die byzantinischen Muster maßgebend. Die Gesichter sind noch typisch, ohne individuellen Ausdruck, die Körperform meist mager, verschoben, fast krüppelhaft, manche geradezu abstoßend; doch sind einige Motive auch großartig und imponirend; die Farbenstimmung sanft, Pinselführung fein. In der zweiten Epoche ist die mystisch-allegorische Darstellung heiliger Scenen und Wahrheiten besonders beliebt. Ausgangs der romanischen Zeit finden wir neben der byzantisierenden Malweise eine eigene bairische Illuministenschule, deren Hauptsitze Tegernsee, Wessobrunn, Salzburg, Weihenstephan und Scheiern sind. Allmählich kommt Leben und Bewegung in die Gestalten, nicht mehr ist Hauptsache Prunk und Farbenpracht, sondern in einfacher Federzeichnung mit ganz wenig Farbe wird in ächtdeutscher Weise das Hauptgewicht auf die Sache, auf die Composition gelegt, die Technik des Malers tritt zurück. — Nur einige Beispiele der verschiedenen bildnerischen Tätigkeiten seien hier erwähnt. Die colossalen Löwen in Moosburg, St. Zeno und Steingaden, die am Portale ruhen; die Säulen der Krypta zu Freising sind nicht blos architektonisch mannigfaltig, sondern in Bandform, Pflanzen, Tier- und Menschengestalten, ja selbst in Gestalten weltlicher Volkssagen zeigen sie die üppigste Abwechselung. Das umfassendste Werk aus Holz dieser Zeit ist die große Kreuzigung in Altenstadt; dem ähnlich das Crucifix aus Holz am Hochaltar zu Forstenried. Die plastische Ausstattung der Kirchen steigerte die Erfindungsfülle und den Tiefsinn unserer bairischen Meister. Der Taufstein zu Altenstadt wird an Bilderreichtum wohl von wenigen in der Welt übertroffen. An den Kirchengeräten erkennt man auch den frühen Betrieb des Erzgußes. Zwei Reliquienschreine von hoher Schönheit besitzt Heiligenstadt bei Mühldorf. Zu eben der Zeit als Tegernsee die Glasmalerei beginnt, wird von dort auch der

erste Glockengießer genannt, Adalrich aus Freising, zwischen 993—1001. — Der Deckel eines Evangelienbuches aus Freising, jetzt in der Hofbibliothek in München (1090) gibt Zeugnis von der Elfenbeinsculptur. Von Webereien jener Zeit hat Andechs noch hochinteressante Muster.

Die Portale wurden mit Rücksicht auf die evangelische Stelle, wo Christus sich die Türe nennt, mit aller Zier umkleidet. Solche sculpturenreiche Portale hat Niederbaiern zu St. Peter in Straubing, zu Niederburg bei Passau, zu Windberg, Biburg, Göpping, Niederaltaich und Vormbach. Sculpturen von größerer Selbständigkeit sind die Figuren der Trausnitzkapelle, der englische Gruß ist ein großartiges Relief an der Evangelienseite der Oberkirche. Seligental bei Passau besitzt ein wundersames Crucifix des 13. Jahrhunderts aus Holz, Christus am Kreuz mehr stehend mit ergreifendem Ausdruck gen Himmel blickend.

Von den zahlreichen Miniaturen erwähnen wir vor allen die zum Marienleben des Werinher von Tegernsee. Es stammt aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts und enthält 85 Federzeichnungen. Die Kenntnis des menschlichen Körpers und seiner bedeutenden Verhältnisse ist keineswegs gering, die Köpfe sind zu groß, die Leiber zu schmal um die Hüfte, die Stellungen verdreht, die Gesichter monoton. Dagegen ist der Faltenwurf anders als in byzantinischer Manier, statt der strengen parallelen Falten kommen fliegende und gebrochene vor. Auch sind manche Köpfe schon gut individualisiert, so die Hirten und Henker. Besonders gelungen ist der Ausdruck der Affecte der Leidenschaften und des Schmerzes. Die Kostüme der Personen sind entschieden die Gewandung der Zeit, wie sich im 13. Jahrhundert Ritter, Priester, Männer, Frauen und Jungfrauen in Baiern gekleidet haben. — Die Aeneide des Heinrich von Veldeke stellt auf 71 Bildern meist Turniere, Kämpfe, Jagden, Seefahrten, auch zärtliche Begebenheiten und häusliche Verrichtungen dar. An künstlerischem Werte stehen diese Bilder denen des Marienlebens nach; doch sind sie hoch wichtig. Sorgfältig sind die Kostüme, die Panzer, Schilde, Helme und Wappen der Ritter, die Gewänder der fürstlichen Frauen, die Häuser, die Schlafstätten, die Tische und Sessel. Der bedeutendste Maler des Jahrhunderts in Baiern war der Mönch Conrad von Scheiern. Seine Bilder übertreffen alle andern

an Großartigkeit, Allseitigkeit, Freiheit, Empfindungsgabe und Sinn für die Natur und ihre Erscheinungen. Unter Abt Conrad 1206—1216 war er Lehrer, Künstler und Dichter; unter Abt Heinrich 1216—1259 Custos und Prior des Klosters. Seiner Werke sind sehr viele. „Bruder Conrad ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Kunstgeschichte Baierns, er ist auch einer der Vorläufer und Bahnbrecher der freien, selbstbewußten Kunst der spätern Zeit!“

Von den Sculpturen der Oberpfalz nennen wir die 3 Statuen über den Eingangstüren in St. Emmerams Vorhalle in Regensburg, Christus, St. Dionysius und St. Emmeram. Sie sind von Holz und bemalt und stammen aus der Zeit des Abtes Reginwart 1049—1063. Reich ist Regensburg an großen Crucifixbildern jener Zeit. Die Statuen am Brückenturm, die berühmten ältesten Grabmäler bei St. Emmeram und in Obermünster zeigen großartigere und lebendigere Auffassung, es sind wenn auch noch etwas ungefüge, doch einfache Formen mit idealer Gesichtsbildung. — Die Kleinkünste hatten Arbeit genug um Kirchen und Klöster zu schmücken. Den Charakter ihrer Arbeiten zeigen das Ciborium des hl. Wolfgang in St. Emmeram, noch ziemlich starr und typisch, und der Stab des hl. Wolfgang. Obgleich alle Wände der Kirchen mit heiligen Malereien geschmückt gewesen waren, so sind die meisten wenn nicht vernichtet, so doch sehr beschädigt. Die bedeutendsten erhaltenen Gemälde romanischer Zeit sind in der Todtenkapelle zu Perschen bei Nabburg. Die Zeichnung dieser trefflichen Bilder läßt nichts zu wünschen übrig; auch das Colorit hat noch seine volle Frische bewahrt. Das ganze ist eine Darstellung des Gerichts.

Die Schatzkammern der Regensburger Kirchen bewahren auch noch eine Fülle anderer Kunstwerke, es sind das Webereien und Stickereien, z. B. der Ornat des hl. Wolfgang bei St. Emmeram und der romanische Ornat im Domschatz.

Literatur Baierns zur Zeit des Romanismus.*)

Die Zeit des Romanismus ist auch die Zeit unserer ersten klassischen Literatur. Baiern hat ein Recht stolz zu sein wie auf seine Baumeister, Bildhauer und Maler, so auf seine Dichter. Baiern ist das Centralland deutscher Literatur im 12. Jahrhundert. Es gilt hier darzulegen, welch ein geistig reges Leben auch in literarischer Beziehung vorhanden war. Etwa um 1000 entstand ein episches Gedicht in lateinischer Sprache: Ruodlieb, vermutlich von Froumund von Tegernsee. Ruodlieb, vor der Uebermacht seiner Feinde flüchtend, kommt zu einem fremden König. Von seiner Mutter zurückgerufen, gibt ihm der König 12 goldene Lehren wie: Man soll nie einen, wenn auch schmutzigen Dorfweg verlassen, um dafür über das Saatfeld zu reiten; dem Nachbar, der zum Eggen seines Ackers eine trächtige Stute leihen will, sie nicht gewähren; Verwandte nicht zu oft durch Besuche belästigen; bei der Wahl einer ebenbürtigen Frau sich von der Mutter nicht einreden, auch die gewählte Genossin sodann nicht alles wissen lassen; jede Rache über Nacht verschieben; sich mit dem Herrn und Meister nie in Streit oder Widerspruch einlassen; keiner Kirche, wie eilig auch die Reise sei, vorbeireiten, ohne sich ihren Heiligen zu empfehlen, wo aber zur Messe geläutet wird, absteigen und sie mitanhören; an Saatfeldern, die neben der Heerstraße liegen, keine Gräben ziehen. Diese Lehren bilden die Angelpunkte verschiedener Abenteuer.

Zu dieser Zeit zeichnete sich ein Mönch von St. Emmeram in Regensburg als Historiker und Theologe aus. Er verfaßte auch ein deutsches Gebet. Er heißt Otloh.

Eine namhafte Arbeit des 11. Jahrhunderts ist Willirams Paraphrase des hohen Liedes, ebenfalls ein Prosawerk, das großes literarisches Leben erweckte. Williram, ein Franke, bildet sich in Paris aus, wird Scholastikus in Bamberg, geht ins Kloster Fulda

*) Deutsche Dichtung im Mittelalter von K. Goedeke, Dresden 1871. — Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert von W. Scherer, Straßburg 1875. — Deutsche Classiker des Mittelalters, begründet von Franz Pfeiffer, 1872. — Denkwürdige Baiern, kurze Lebensbeschreibungen von Pleickhard Stumpf, München 1865. — Uebersichtstafel zur Begründung einer Geschichte der christlichen Kunst in Oberbaiern von R. v. Rettberg.

und wird zuletzt Abt zu Ebersberg in Baiern und stirbt 1085. Seine Zeit hielt ihn für sehr gelehrt, er dagegen schilt seine Zeit recht unwissend. Er klagt, daß alles Studium darniederliege, Habsucht, Neid, Streit an die Stelle getreten sei. Wie glücklich er den Ton, den seine Zeitgenossen liebten, getroffen, beweisen die zahlreichen Abschriften seiner Arbeit. Dazu hat sicher die Wahl des Stoffes beigetragen, dessen sinnliche Glut mächtig reizte. So steht diese Bearbeitung der althebräischen Dichtung bedeutungsvoll am Eingang einer Zeit, die der Minne die höchsten poetischen Rechte einräumte. Die strenge Reinheit des frühen Mittelalters war dahin, eine neue Richtung unter den Geistlichen begann. Williram schreibt von der Minne des Heilandes und der Kirche, aber schon von der Minne; bald folgt die Minne der hl. Jungfrau, der Mariendienst ist in Sicht, dann kommt die irdische Minne, die schließlich ins Sittenlose ausartet.

Die bairische Prosa war im 12. Jahrhundert sehr fruchtbar. Drei Predigtsammlungen werden aufgeschrieben wahrscheinlich zu Wessobrunn; die Klosterannalen von Tegernsee entstehen von 1102—1154; darin wird München zum erstenmal erwähnt. Bischof Otto von Freising, der den Aristoteles einführt und unter dem Freising der gelehrte Berg genannt wird, schreibt seine Weltgeschichte und sein Leben Barbarossas.

Das älteste Erzeugnis deutscher Poesie zeigt mehr wissenschaftliches Interesse als poetische Schönheit. W. Scherer betitelt es Deus septiformis. Es schildert Gottes Macht und Größe und Mannigfaltigkeit und läßt sich dabei von der Siebenzahl leiten. Für die Entwicklung der bairischen Poesie ist das Interesse der weltlichen Aristokratie von großer Bedeutung. Schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bringen fränkische Spielleute die Sage von Hilde und Gudrun nach Baiern. Immer mehr wird französischer Einfluß geltend und lenkt die Aufmerksamkeit dem Orient zu. Der Pfaffe Lambrecht aus der Gegend von Köln bearbeitet die Alexandersage nach französischem Original. Diesem ziemlich getreu, weiß er es doch so zu gestalten, daß das deutsche Volk sich daran freut. Die Alexandersage ist das Vorbild orientalischer Kriegsfahrten. Bevor Lambrecht dichtete, war gerade aus dem obern Deutschland ein

lebhafter Anteil an dem Kreuzzuge von 1101. An der Spitze stand Herzog Welf von Baiern.

Am Hofe Heinrich des Stolzen, auf Wunsch der Herzogin, dichtete 1130 der Pfaffe Konrad sein Rolandslied. Ihm wie Lambrecht merkt man die Schule des deutschen Volksgesanges an; doch erreicht er Lambrecht nicht. Die Franken sind ihm Gottes Dienstmannen, in seinem Dienst streiten sie gegen die Saracenen. Sein Fürstenideal ist Karl der Große. — Unter Heinrich dem Stolzen dichtete wahrscheinlich ein Regensburger Geistlicher die Kaiser-Chronik. Sie enthält die Geschichte von Augustus bis Lothar dem Sachsen. Heinrich und sein Schwiegervater erhalten reiches Lob. Politische Ideale sind dem Dichter Karl der Große und Luwig der Fromme. Letzterer ist ihm der eigentliche Friedensfürst. Mit Entzücken schildert er den Gottesfrieden unter ihm. Der Luxus der Bauern ist ihm Greuel. Er läßt Karl dem Großen ein Gesetz geben, worin den Bauern ihre Tracht vorgeschrieben wird, wie viele Ellen sie zu Hemd und Hosen nehmen dürfen. Die einzig erlaubten Farben sind Schwarz und Grau. Am Sonntag soll der Bauer mit dem Treibstecken in die Kirche gehen, wird ein Schwert bei ihm gefunden, so werde er zum Kirchzaun geführt und ihm das Haupt abgeschlagen. Die Kaiserchronik ist die erste literarische Verherrlichung des Kaisertums durch deutsche Poesie aus Baiern. Kein Land war dem Reich fester verbunden als Baiern. Von treuer Gesinnung zum Reich geben die Annalen des bairischen Klosters Altaich Zeugnis. Und Heinrich IV. kämpfte seine Schlachten gegen die Sachsen mit bairischen Kriegsleuten. —

Ein Gedicht, das gleicherweise das deutsche Kaisertum als oberste Herrschermacht der Erde preist und nächst ihm die Macht Baierns, ist „König Rother", in den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts von einem Spielmann verfaßt. Den Rother umgeben lauter in Baiern übliche und bekannte Namen. Ein specifisch bairisches Thema ist auch Herzog Ernst, etwa 1170 am Hofe Heinrich des Löwen entstanden.

Der Mariencultus brachte eine Menge poetischer Erzeugnisse hervor. Als Spitze dieser Poesie gelten die schon obenerwähnten drei Marienlieder des Wernher von Tegernsee. Als Diakon und Mönch des Klosters übersetzte er eine lateinische Marienlegende

1173. — Ernst und gewaltig ist ein Fragment, das W. Scherer „Trost in Verzweiflung" nennt.*) Tief aus dem Innersten macht sich ein Schuldgefühl vernehmlich, das der Ausdruck echter Verzweiflung ist. Eingangs schildert er das Lob freiwilliger Armut. Wer sie versteht, der weiß sich zu stärken, daß er Gott ohne Wanken diene. Wer den Leib gänzlich seiner Herrschaft entsetzt, seine Begehrlichkeit auf keine Weise befriedigt, ihn hungern und frieren läßt: dem ist ein Ofen lieber als mächtiger Herren Reichtum; der ist dann zufrieden, wenn man ihn auf der Bank schlafen läßt. Es wird ihm wohler dabei als bei allen Gastmählern. Wer den Leib so kurz hält, dem macht jede Kleinigkeit Freude und die Armut macht ihn glücklicher als die reiche Wonne, in der er sich früher befand. Die Natur nimmt mit Geringem fürlieb, wenn man ihr nichts Besseres bietet. Nur wer die Fähigkeit des Entbehrens, wer die Bedürfnislosigkeit errungen, der ist wahrhaft frei. Denn wie reich und mächtig er früher war, immer konnte ihn bezwingen animi voluptas. Alle Sünde beruht auf des Herzens Rat und Reizung. Der Teufel rät viele böse Dinge, aber das Herz ist schuld, wenn wir Böses tun. Ein merkwürdiges Gedicht, das leider nicht vollständig auf uns gekommen. Hier ist Wolfram'scher Geist.

Der „ungenannte Spielmann" ist wahrscheinlich ein geborner Baier. Um 1175 ist er schon ein alter Mann. Er war eines Bauern Sohn; es stand ihm frei zum Pflug zu greifen; allein er zog das Leben eines Spielmanns vor. Durch Talent und Fleiß arbeitete er sich empor, daß er eine Familie gründen konnte. Als aber seine Gönner starben, und er den Anforderungen eines jüngern Geschlechts nicht mehr genügen konnte, da kamen trübe Tage. Vergebens ist sein Sehnen nach einer festen Heimat, nach eignem Haus; obdachlos auch beim rauhesten Wetter immer auf der Fahrt. Doch die äußere würdige Stellung früherer Zeit hat ihm innere Sammlung und Festigkeit gegeben. Er dichtet fromme Sprüche, mahnt zum Kirchenbesuch, eifert für die Heiligkeit der Ehe, und ist für sein Seelenheil ernstlichst besorgt.

Bald aber sind es nicht mehr blos Spielleute und Pfaffen; die Ritter, sonst nur in Waffen geübt, greifen zur Leier. Der

*) W. Scherer, Geschichte S. 102.

älteste bairische Minnesänger ist der Burggraf Friedrich von Regensburg 1176—1181. Kürenberg ist wahrscheinlich ein Baier. Volksmäßig und seelenvoll werden die wenigen auf uns gekommenen Lieder genannt. Ihm hat man auch schon das Nibelungenlied in seiner jetzigen Gestalt zugeschrieben.

Herr Nithart, ein bairischer Ritter, der ein Dorf Riuwental besaß, nahm an dem Kreuzzug des Herzogs Leopold VII. von Oesterreich 1217—19 teil. Durch die Umtriebe eines Ungenannten verlor er die Huld des Herzogs von Baiern und mußte Freunde und Lehen verlassen. Er ging nach Oesterreich, wo ihn Friedrich II. zu Medeliche (Mödling) behausete. Sein Name wird bis 1234 genannt. Die Lieder Nitharts, sagt W. Wackernagel, bilden in der deutschen Lyrik eine eigene, höchst merkwürdige Gattung. In derber, nichts verhehlender Lebendigkeit, von Lust und Freude überquellend, schildert er die muntern Feste der Landbewohner, Reigentanz und Ballspiel, den bäuerlichen Uebermut, der kein Maß hält und gleich über die Schnur haut, die Raufsucht, der ohne blutige Köpfe kein Fest recht beschlossen dünkt. Obgleich ländliche Ereignisse in ländlicher Manier behandelnd, waren dennoch Nitharts Lieder keineswegs für die Bauern bestimmt. Er sang sie vor Hofleuten und nur vor solchen Zuhörern war der Spott angebracht, mit dem er die Plumpheit der Bauern und ihre ebenso ungeschickte als hochmütige Putzsucht schildert. Sein Name wird wahr, wenn er sagt, wie er die Bauern wegen ihres hübschen Gewandes beneide, wie hart es seinem Herzen sei, wenn er jenen das Schwert umstricken sehe. —

Reinbot von Dorn oder Durne, ein Schüler Wolframs von Eschenbach, nennt sich selbst Dichter des Baiernherzogs Otto des Erlauchten, der 1231—1253 regierte. Alle örtlichen Bezüge seines Gedichtes weisen nach Baiern, Kymsee und Jettenberg, das Nonnenkloster Gisilfelt (Geisenfeld). Er hat eine Heiligenlegende, das Leben des hl. Georg gedichtet.—Wernher der Gärtner mag wohl ein Pater Gärtner gewesen sein, wie sie das Kloster Ranzhofen zur Verbreitung von Kenntnissen in der Obstbaumzucht und Küchengärtnerei unter die Bauern seines Gebietes seit alten Zeiten aussandte, was sie allerdings befähigte, die Sitten und den Charakter der Dorfbewohner genau kennen zu lernen. Sein Gedicht „Helmbrecht“ ist

heute noch eines der interessantesten unserer ältern Literatur und entstand zwischen 1234 und 1250. Daß Verhältnisse und Vorfälle, wie sie dies Gedicht schildert, unter den Dorfbewohnern Baierns sich wirklich ereignen mochten, bedarf nur des Hinweises auf Nithart. Bei den Männern zeigt sich das Gelüste über ihren Stand hinauszustreben, höfische Sitte nachzuahmen, ja selbst Ritter zu werden. Das alles wird gefördert durch ihre günstige, rechtlich freie Stellung, durch ihren erworbenen Wohlstand und durch eine immer weiter greifende Verwilderung, allmähliches Herabkommen und Sinken des Adels von der Höhe seiner Bildung und seines Reichtums. Die Weiber zeigen dieselbe leichtfertige Schwäche, auf Gnade und Ungnade werfen sie sich in die Arme des höfischen Werbers. Der Inhalt des Gedichts ist kurz folgender: Ein Bauerssohn, nach seinem Vater Helmbrecht genannt, wird von Mutter und Schwester mit reich gestickter Haube und schönen Kleidern beschenkt. Uebermütig dadurch steht sein Sinn nach einem Ritterhof. Sein Vater, dem alten Herkommen getreu, redet ihm das aus, allein vergeblich. Er geht zu einem Raubritter und dient als Knappe. Nach einem Jahr kehrt er nach Hause, wird freudig empfangen, aber die vornehme Art, mit der er jedes seiner Angehörigen mit ihnen fremder Sprache begrüßt, trübt das Wiedersehen. Er wird gleichwol nach Kräften bewirtet, nur muß er statt des Weins mit Wasser sich begnügen. Im Gespräch zwischen Vater und Sohn stellt sich der Gegensatz der Anschauungen immer greller heraus und als endlich der Vater ihm und seinen Genossen den Schergen in Aussicht stellt, da erklärt der Junge, seines Vaters Gut künftighin nicht mehr vor seinen Freunden schützen zu können. Gotelind aber, seine Schwester, weiß er durch seine Schilderungen so einzunehmen, daß sie erklärt, heimlich mit ihm über den schmalen Steig an der Kienleiten zu seinen Genossen zu folgen und den Lemberslind zu heiraten. Die Vermählung wird unter den Raubgenossen glänzend gefeiert, aber während sie beim Mahle sitzen, überrascht sie der Richter mit den Schergen. Neun von ihnen werden gehenkt, Helmbrecht als der zehnte geblendet und an Hand und Fuß verstümmelt freigelassen. An einer Wegscheide trennt er sich von Gotelind, die man nach der verhängnisvollen Hochzeit ihrer Kleider beraubt, unter einem Zaune gefunden. Er kommt, auf einen Stab gestützt,

vor seines Vaters Haus. Der will nichts mehr von ihm wissen und treibt ihn obgleich mit schwerem Herzen aus seinem Hause. Die Mutter gibt ihm noch ein Stück Brot. In einem Walde trifft er mehrere Bauern, die Holz hauen. Wie sie ihn sehen, fallen sie über ihn her, werfen ihm seine Freveltaten vor und hängen ihn an den nächsten Baum.*) — Hier mag auch noch „die Klage" erwähnt werden, ein Gedicht aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, das nach dem Untergang der Burgunden an Etzels Hof die erschlagenen Helden von Etzel, Dietrich und Hildebrand beklagen läßt. Der Dichter bezieht sich dabei auf ein lateinisches Buch, das der Bischof Pilgrim von Passau († 991) nach Erkundigungen, die er von dem Augenzeugen und als Boten abgesandten Spielmann Swemmel eingezogen, durch einen Schreiber, Meister Conrad, seinen Neffen, Gunther, Giselher und Gernot, den 3 Burgunderkönigen, zu Liebe aufschreiben ließ.

Die Zeit der Gothik von 1225—1450.

Schon 1220 tritt der Spitzbogen an einzelnen Bauteilen auf und so mit dem Rundbogen kämpfend gelangt gegen Ende des 13. Jahrhunderts das System der Gothik in unserm Lande zu voller Entwicklung und allseitiger Herrschaft. Wir unterscheiden auch hier drei Perioden und zwar die Zeit des strengen Stils etwa von 1220—1275, die des schönen Stils oder der vollendeten Gothik 1275—1350, die der Ausartung von 1350—1450. Frei, leicht, kühn, schlank und erhaben steigen die Erzeugnisse dieses Stiles empor. Die fortschreitende Höhenentwicklung beschränkt die Weite; der Spitzbogen befähigt zu den kühnsten Constructionen.

„Der stolz aufsteigende Spitzbogen erhebt sich leicht auf den Säulen und Pfeilern des gothischen Baues, die reich gegliedert und ausgekehlt schlank aufsteigenden Baumstämmen gleichen. Die Knäufe sind von zierlichem Blätterwerk umwunden. Oben laufen die Säulen in strahlenförmig auseinandergehende Gurten und Rippen aus, die dem kühnen Bau den lebendigen Eindruck eines Waldes geben. Die schwere todte Masse des Steines ist überwunden mit den schlanken

*) Erzählungen und Schwänke von Hans Lambel, S. 125.

Pfeilern, mit den hohen, die ganze Wandfläche füllenden Fenstern, welche dem Innern eine bis dahin unerreichte Lichtwirkung zuführen. Die hohen prächtigen Fensteröffnungen in den mannigfachsten Formen sind ausgefüllt mit leuchtenden Glasgemälden, sie sind ein Glanzpunkt des gothischen Stils. Nach außen stützt ein System von kräftigen Strebepfeilern, die durch kühn gespannte Strebebögen mit dem hohen Oberbau des Mittelschiffes verbunden sind, diese herrlichen Wunderbauten."

„Unter den Händen dieser symbolisierenden Kunst ward der Kirchenbau zu einer Versinnlichung der Welt. Der Boden der Kirche glich den Gewässern mit eingelegten Meertieren, Delphinen. Die Chöre und Kapellen stiegen darüber auf gleich dem festen Lande, die Pfeiler und Säulenfüße glichen den Inseln, von denen aus Palmen zum Himmel reichten. Vom Himmel glänzten Sterne, schwebten Engel; Weinreben und Löwen, Sinnbilder des Glaubens, Rosen und Pelikane, Sinnbilder der heiligen Liebe und Erbarmung, Epheu und Hunde, Sinnbilder der Treue, Lämmer, Sinnbilder der Ergebung, dienten in mannigfacher Weise zur Verzierung, während Edelsteine die Heiligtümer der Kirche darstellten und die heiligen Geschichten allenthalben in Gemälden und Bildern von den Altären und Wänden redeten."*) Die gothischen Bauten fanden bald so ungeheuern Beifall, daß Fürsten, Bischöfe, Klöster, Ritter und Bürger wetteiferten Kirchen und andere Gebäude in diesem Gewande erstehen zu lassen. In Oberbaiern haben wir nicht so großartige, ideale Bauten, wie an der Donau, am Rhein und in den sächsischen Ländern. Der Grund liegt im Material. Nur wenige Orte konnten sich den Haustein verschaffen, weitaus die meisten waren auf den Backstein angewiesen. Dieser aber ist weder der Ornamentierung noch der freien Durchbrechung besonders fähig, deshalb die meisten gothischen Bauten in Altbaiern mehr massiv, gedrungen und schmucklos sind. Der älteste erhaltene gothische Bau ist die Vorhalle des Freisinger Doms (1312). In Bezug auf Harmonie der Verhältnisse, Leichtigkeit des Baues und Eleganz der Ornamentik ist die Johanneskirche in Freising eine der vollkommensten Schöpfungen. Sie ist von Bischof Konrad III. 1319 erbaut; leider aber durch

*) Leitfaden der Kunstgeschichte von Lübke, S. 39 und 41.

die Verschönerungswut des Zopfes verdorben. Am besten zeigen das alte Gepräge die Benedictskirche in Freising (1347), die Johanniskirche in Moosburg (1354), die Pfarrkirche in Wasserburg (1410) und die Stiftskirche in Laufen (1410). — Als mit Beginn des 15. Jahrhunderts die Seitenschiffe zu gleicher Höhe mit dem Mittelschiffe erhoben und um den Chor fortgesetzt wurden, als so die Strebepfeiler an der Außenseite fielen, wurde das Aeußere zur kahlen, ungebrochenen, einförmigen Wand. Zwei mächtige Kirchenbauten dieser Art sind die Liebfrauenkirche zu Ingolstadt und die Frauenkirche zu München. Erstere wurde von Ludwig dem Gebarteten erbaut durch die Baumeister Conrad Klützel, Heinrich Schnellmayer, Meister Friedrich und zuletzt noch durch Erhard Heydenreich von 1425—1490. Die Frauenkirche zu München, eine Schöpfung des Bürgertums urd diesem ähnlich, ist ein massiver, schwerfällig aufsteigender Ziegelbau von gewaltigen Dimensionen, (1468—88) Baumeister ist Jörg Gangkofer von Haselbach. Im gothischen Stil wurden noch viele Kirchen und Kapellen erbaut. Ja auch die weltliche Baukunst nahm einen gewaltigen Aufschwung. Bisher mit ganz einfachen Wohnungen zufrieden, lockte jetzt der wachsende Wohlstand und der feinere Geschmack die Bürger und Herren an, sich würdigere Wohnhäuser, auch Bauten zu Schutz und Zier ihrer Vaterstadt erstehen zu lassen. Allenthalben sah man gothische Schlösser, Tore, Türen, Rathäuser und Privatwohnungen mit hohen Giebeln, vorspringenden Erkern und trotzenden Zinnen. In München, Freising, Moosbnrg, Wasserburg, Landsberg und Ingolstadt treffen wir solche Bauten. Wasserburg ziert das schönste Rathaus, und Landsberg das prachtvolle Baiertor.

Der älteste romanische Bau in Niederbaiern ist die Dominikanerkirche in Landshut 1280—1336. Mit Beginn des 15. Jahrhunderts entfaltete sich dort eine nie gesehene Baulust. Fürsten, Bischöfe, Bürger und Klöster, alles war voll Eifer. In Landshut, allwo die reichen Herzoge nicht wenig förderlich waren, erblühte eine Bauhütte, die mit allen Hütten im heiligen römischen Reich wetteifern konnte, was Zahl, Keckheit und Leichtigkeit ihrer Bauten betrifft. An ihrer Spitze stand Hans Steinmetz aus Burghausen, gestorben 1432 und in der Martinskirche zu Landshut begraben. Sein Nachfolger an der Kirche war Hans Stethaimer. Die Martins-

kirche, Ende des 14. Jahrhunderts begonnen und ums Jahr 1580 vollendet, ist der Stolz Niederbaierns. Die Verhältnisse setzen in Erstaunen. Ungeheuer hohe, einfache Achteckspfeiler tragen das Sterngurtengewölbe. Nur 87,5 cm im Durchmesser, suchen sie an Höhe und Schlankheit ihres gleichen. Der Turm ist 132,5 m hoch. Kühnheit des Entwurfs ist allen Werken der Landshuter Meister eigen, so der Spitalkirche zum hl. Geist in Landshut, der Jakobskirche in Straubing und hundert anderen Kirchen und Kapellen. Verschieden von Landshut ist die Gothik in Passau. Hier war der Sitz eines reichbegüterten Fürstbischofs, hier größere Wohlhabenheit der bedeutenden Handelsstadt, hier trefflicher Haustein. Dies alles zeigt sich an ihrem Kathedralbau, dem großartigsten Entwurf mit den reichsten Ziergliedern. Begonnen 1407 vom Fürstbischof Georg, vollendet tief im 16. Jahrhundert. Baumeister waren Georg Bundelich († 1466) und Hans Lindorfer, Vorstand der Passauer Bauhütte um 1498. An den Ufern der Donau und hinein in den Böhmerwald stehen eine Menge gothischer Kirchen und Kapellen. Auch weltliche Bauten im Stile der Gothik erstanden in Niederbaiern; Trausnitz zu Landshut gibt das Beispiel eines damaligen Fürstensitzes; das Rathaus zu Passau mit schönem Portal, großem Stiegenhaus, stattlichen Sälen gibt Zeugnis gehobenen Bürgersinnes.

Wenden wir uns der Oberpfalz zu und sehen, was dort die Gothik leistete. In frühgothischem Stil ist der nie genug zu rühmende Kreuzgang von St. Emmeram zu Regensburg. In seinen Construktionsteilen ist er ganz gothisch, in den Details noch ganz romanisch. Pflanzenformen aller Art und Tiere aller Gattung füllen seine Säulenfüße und Knäufe. Das Portal mit seiner Verengung, seinen Säulen, Pfeilern und Zickzackkränzen ist bewundernswürdig; gebaut ist er zwischen 1230—60. In vollendeter Gothik erscheint der Dom von St. Peter. Den Grundstein legte der große Bischof Leo der Thundorfer 1275. Dieser Dom kann sich kühn jeder deutschen Kathedrale an die Seite stellen. Er besteht aus drei Schiffen, einem Kreuzschiff, zwei Türmen, die in neuerer Zeit vollends ausgebaut worden sind, und einem brillanten Façadenbau. Hohe Bewunderung erwecken die Details, die verschieden gestalteten Fenster, die ältesten Pfeilerbündel mit den kelchförmigen Kapitälern,

die, Fiale, Kreuzblumen, Gesimse und Wasserspeier. Die ganze deutsche Tier- und Pflanzenwelt findet sich hier in unendlicher Abwechselung beisammen. Die Verhältnisse des ganzen Baues sind die glücklichsten. Der erste Baumeister Ludwig, aus einem Regensburger Ratsgeschlecht, starb 1306, ihm folgte Meister Albrecht, dann Heinrich der Zehentner (1350), Liebhart der Mynner (1440), Andreas Egl (1448), dann die Roritzer und zwar Conrad, Matthäus (1470) und Wolfgang (1507). Der letzte Meister war Erhard Heydenreich (1524), der auch in Ingolstadt an der Liebfrauenkirche gebaut hat. Das Material, trefflicher Haustein von Kapfelberg bei Abbach, trug nicht wenig zum Gelingen dieses Wunderbaues bei. Der Dombau mit seiner Bauhütte wirkte mächtig im ganzen Bistum. Allerwärts ward gothisch gebaut. Wir erwähnen nur noch einige Bauten. Die Dominikanerkirche zu Regensburg, von 1273—77 erbaut, ist hochinteressant in ihrer Einfachheit, Strenge und Zweckmäßigkeit. Hieher gehört auch die schöne Pfarrkirche von Nabburg (1421) und die Georgskirche in Amberg, die später durch den Zopf entstellt wurde. Wir würden kein Ende finden, wollten wir alles Hiehergehörige aufzählen. Nur erwähnt sei noch das Sakramentshäuschen im Regensburger Dom, ein Werk Roritzers v. J. 1493. In Auswahl von Altären aus allen Epochen der christlichen Kunst übertrifft Regensburg alle deutschen Städte. Außer den obengenannten zwei romanischen, hat es acht herrliche Ciborienaltäre (15. Jahrh.), wovon fünf im Dom und drei in Niedermünster sind. Es sind dies Altäre von Säulen umgeben und mit einem Baldachin überspannt. Einen weitern Beweis von Reichtum, feinem Geschmack und stolzem Selbstbewußtsein der Bürgerschaft geben auch noch die Rathäuser zu Regensburg, Amberg und Neumarkt.

Aufs innigste mit der Baukunst verbunden sind Bildhauerei und Malerei. Fast alle Schöpfungen beider Künste sind an Bauwerken angebracht. Sie dienen zumeist religiösem Zwecke, daher die ruhige, steife Haltung der Gestalten. Es sind Heilige, schon eingegangen zur himmlischen Ruhe, darum auch frei von Leidenschaft und Bewegung. Groß ist die Anzahl der Sculpturen. Die aus der bessern Zeit der Gothik sind idealer, wenn auch etwas roher in der Ausführung. Es sind langgezogene Figuren mit mildem, ruhigem Gesichtsausdruck, hoher Anmut in Haltung und Stellung

und einer Gewandung mit einfachen, großartigen, ungebrochenen Falten. Oberbaiern besitzt Statuen, die zu den schönsten des Mittelalters zählen. Dazu gehören die Votivtafeln Ludwig des Baiern und seiner Gemahlin Margaretha, jetzt im National-Museum zu München; die Statue des hl. Corbinian und Christus im Grab zu Freising; vor allen aber das Rotmarmor-Monument Kaiser Ludwigs in der Frauenkirche zu München. Mit dem Verfall der Gothik, verliert auch die Bildnerei ihre Idealität. Den Gestalten mehr Ausdruck, mehr Bewegung und Leben einzuhauchen, kam man oft nahe an Manier und rohen Naturalismus. Von den vielen gothischen Altären nennen wir als den bedeutsamsten den Hochaltar zu Moosburg, zwischen 1480—1512 erbaut. Als Musterarbeit gelten auch die Statuen der zwölf Apostel zu Blutenburg. Das Monument eines Grafen von Ebersberg in dortiger Kirche (1492) ist unter den vielen herrlichen das herrlichste Grabmal. Von hoher Schönheit sind auch das des Dr. Untermayer in der Peterskirche und das des Bischofs Johann Tulbeck in der Frauenkirche zu München.

Namen von Bildhauern sind nur wenige aufbehalten. Wir nennen H. Kuenz zu Rosenheim, Hans Heider, Hans Steinmetz, der vielleicht das Kaiserdenkmal in der Frauenkirche fertigte. Sakramentshäuschen, Taufsteine, Chorstühle, Monstranzen, Kelche und Reliquienschreine bekunden die reiche Erfindungsgabe, gewandte Technik und den sprudelnden Humor damaliger Zeit. Die kunstvollste Monstranz der Welt besitzt Freising; es ist ein 117 cm hoher unvergleichlicher Bau, im Turmstil des 15. Jahrhunderts entworfen und mit zierlichen Figuren geschmückt. Den nächsten Rang nimmt die Kupfermonstranz zu Tegernsee ein, 1448 zu Landsberg gefertigt.

Von Wandmalereien haben sich wenig bedeutende Reste erhalten. Die großartigsten sind die Gemälde an der innern Westwand des Domes zu Freising, Fragmente des jüngsten Gerichts darstellend. Hohes Interesse bietet das große Votivbild an der Wand der Kirche in Hoflach bei München, zum Gedächtnis an den Sieg bei Alling, 1436 gemalt. Dieses Gemälde gehört nach Schönheit, Würde und Charakteristik zum besten unter den Malereien Oberbaierns.

Von Tafelmalerei ist eine weit größere Zahl auf unsere Zeit gekommen. Malerstätten waren Salzburg, Landshut und München. Hans von Olmendorfs Altarbilder in Blutenburg und die Ulrich

Füterers in Schleißheim gehören hieher. Die Gestalten sind anmutslos, das Colorit etwas schmutzig, aber die bairische Energie und Sinnigkeit tritt auch hier erfreulich hervor. Die Glasmalerei überliefert uns eine stattliche Zahl Bilder. Das älteste, an Bedeutung alle überragend, ist das große Chorfenster in der Benedictskirche in Freising (1390). Die Fenster der Frauenkirche zu München, deren prachtvollste von Meister Egyd Trautemwolf sind, müssen erwähnt werden. Von höchster Vollendung und Glut der Farben sind die vier großen Fenstergemälde in der Pfarrkirche zu Landsberg.

Nicht unbeachtet darf die Stickerei und Teppichweberei dieser Zeit bleiben. Von hoher Blüte auch dieser Künste zeugt das herrliche gothische Meßkleid im Dom zu Freising (1418).

Bei den Sculpturen Niederbaierns finden wir den gleichen Charakter wie in Oberbaiern. Bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts zeigen sie das Gepräge der Idealität, der Würde und Ruhe, der Weichheit und Anmut. Sie machen trotz der Mängel an körperlicher Gestaltung einen wundersamen Eindruck. Die der spätern Zeit neigen zum Realismus; die Figuren sind zwar lebendiger und ausdrucksvoller, aber eben mehr Naturnachahmung, mehr Kopierung. Zur erstern Art zählen die Statuen der Afrakapelle zu Landshut. Es sind die lebensgroßen Figuren der Stifter, des Herzogs Ludwigs des Kelheimers und seiner Gemahlin Ludmilla von Bogen (1240—50).

Vieles zerstörten der Krieg und die Wut der Elemente. Das bedeutendste Gebilde der Plastik in Niederbaiern ist der alte Steinaltar zu St. Martin in Landshut. Trefflichste Schöpfungen sind viele Altäre. Höchst zahlreich sind Bildwerke an Portalen und Grabmonumente. Das Chorgestühl von St. Martin ist ein Meisterstück der Holzschneidekunst. Erzguß und Goldschmiedekunst lieferten treffliche Glocken und Kirchengefäße. Viele Bildwerke tragen Inschriften; die Kunst vertrat also den symbolischen Standpunkt, sie wollte erbauen und belehren, darum Erklärung der Bilder in Worten wie beim Altar zu St. Martin ein Blatt auf beiden Seiten vollgeschrieben ist.

Die niederbairische Malerei ging Hand in Hand mit der Plastik; war doch Holzschnitzer und Maler einst eine Person. Die beiden älteren Altärchen der Trausnitzkapelle, jetzt im National-Museum

in München, sind 1450 gemalt und haben den Charakter der frühern Epoche. Künstler waren Meister Mang (1488), Meister Sigmund, Hans Schwab (1508—26), Christof Tremmel, Hans Vorberger (1542).

Die Glasmalerei leistete auch in Niederbaiern vorzügliches. Die Stiftskirche in Straubing zieren wunderliebliche Gemälde dieser herrlichen Kunst. An der Südseite ist eines, das alle übertrifft; es stellt die colossale Gestalt des Moses, wo er auf Sinai die Gesetztafeln von Gott empfängt, in höchster Vollendung und Farbenpracht dar. Dies ist wohl das gelungenste historische Bild, das die alte Glasmalerei in Baiern geschaffen hat. Meister desselben ist Hans Siber, Maler in Landshut um 1442.

Die oberpfälzische Plastik ist in der Mehrzahl ihrer Gebilde kräftig, technisch bewundernswürdig, doch von geringer Idealität, wiewohl es auch Bildwerke gibt, die an Zartheit, Tiefe der Empfindung und himmlischer Liebenswürdigkeit selbst mit den Antiken wetteifern. Der Grabstein der hl. Aurelia in St. Emmeram zeigt die Jungfrau als eine Erscheinung aus dem Chor der Seligen, voll Anmut, Zartheit und kindlicher Unschuld (1330). Aus gleicher Zeit stammen die Hochgräber des hl. Emmeram und des hl. Wolfgang. Die prachtvollen Grabdenkmäler sind gar nicht zu zählen.

Die Sculpturen des Doms sind das Trefflichste, was die alten Steinmetzen vermochten. Um die Häßlichkeiten der Hauptsünden zur Anschauung zu bringen, stellten sie dieselben außen an der Kirchenwand in tierischen Gestalten dar; das hoffärtige Roß, die unreine Lust der Hunde und Schweine, die Gemeinheit des Geizes (die Juden, welche an der Schweinsmutter saugen), die Schalkheit und Gefräßigkeit des Fuchses ꝛc. ꝛc. Die Perlen der heiligen Sculptur vereinigen sich am einzigen Westportal um die Gottesmutter. Einzelne Figuren sind von wunderbarer Vollendung und hohem Liebreiz, so die Statue des Evangelisten Johannes oder die der hl. Margaretha. Das ganze Portal darf sich den reichsten und großartigsten der Welt an die Seite stellen. — Von den Metallarbeiten hat den meisten Ruhm das Grabmal der Tucherin im Dome, gegossen von Peter Vischer i. J. 1521, Jesus mit den Schwestern des Lazarus vorstellend, von wunderbarer Ausführung. Fast keine Spur von Wandgemälden der Gothik hat sich in der Oberpfalz

erhalten; desto reicher ist sie an herrlichen Glasmalereien. Der Dom erglänzt in einer Fülle aus vier Jahrhunderten. Von höchster Vollendung sind die Himmelfahrt des Herrn und der Heimgang Mariä.

Miniaturen besitzt das Kloster der Dominikanerinnen zum heiligen Kreuz in Regensburg. Im Fürstenzimmer des Rathauses zu Regensburg hängen Teppiche von merkwürdigster Mosaikstickerei. Daselbst sehen wir auch gewebte Teppiche, die alles derartige in Baiern übertreffen und eine wahre Fundgrube für die Geschichte der Malerei und für die Symbolik des Mittelalters sind.

Literatur zur Zeit der Gothik.

Regensburg hatte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in seinem Bischof, dem Dominikanermönch Albertus Magnus, einen der bedeutendsten Gelehrten des Mittelalters und in dem Franziskanermönch Berthold einen der größten Volksredner. Damals zogen einzelne Prediger voll tiefen Volksgefühls, voll der Volksanschauungen und der Volksbedürfnisse, voll des Mitleids mit dem armen, im Christentum unwissenden Volke auf und ab in Deutschland und predigten bald in den Münstern, bald vor den Kapellen, bald auf einem Berge, bald unter einer grünen Linde, vor viel Tausenden von Zuhörern. Berthold war ein solcher Reiseprediger, und es sollen nicht selten an 20000 Menschen seinen Predigten zugehört, und Hunderte, ja Tausende ihn von Ort zu Ort begleitet haben, um ihn aber und abermals zu hören.*) Die Zeit der Gothik war auch die Zeit der Mystik. Durch das mönchisch-entsagungsvolle Leben veranlaßt, suchten innerlich erregte Männer ein Liebesverhältnis zwischen sich und Gott zu stiften. Ihnen ward die Sprache zu eng, sie griffen nach neuen Ausdrücken, die sich nicht gehalten haben. Zuletzt artete das Ganze in spielende Tändelei aus. Ein Mystiker war Bruder Lamprecht (ca. 1300). Nachdem er der Welt gedient und sich von ihrer Eitelkeit überzeugt hatte, ging er in das Franziskanerkloster zu Regensburg. Veranlaßt durch seinen Provincial Bruder Gerhard schrieb er ein allegorisches Gedicht: Die Tochter von Sione. Der Inhalt ist kurz folgender: Die Seele des Menschen gelangt, nachdem ihre Leidenschaften von

*) Vilmer, Literaturgeschichte I, S. 292.

ihren Tugenden besiegt sind, zum Anschauen ihres geliebten Jesus und bleibt ewig mit ihm vereint.

Unter Ludwig dem Baier erfreute sich das Land eines glücklichen Friedens. Nie war es früher besser angebaut und bevölkert. Auch das Los der ärmsten Leute suchte er zu mildern. Nie auch hat ein Kaiser die Städte so sehr begünstigt als er; sie waren ihm aber auch die kräftigste Stütze. Unter ihm lebten zu München zwei Gelehrte, die Franziskaner Michael von Cesena und Wilhelm von Occam. Im Kampfe mit dem Papste traten sie mit ihrer Gelehrsamkeit für Ludwig den Kaiser ein und gaben so Anlaß, daß die Frage über Staat und Kirche in Baiern mannigfach erörtert ward.

Die Zeit der Renaissance und des Rococo von 1420—1800.

Auch hier unterscheidet man drei Perioden, die Frührenaissance von 1420—1500, die Hochrenaissance von 1500—1600 und den Barock- oder Rococostil von 1600—1800. Nachdem Petrarca in Italien auf literarischem Gebiete auf die Antike zurückwies, ging auch den dortigen Künstlern das Verständnis für dieselbe auf. Bald galt die altrömische Kunst für allein nachahmungswürdig. Prächtige Denkmäler aus früher Zeit reizten zur Nachahmung. Der Verkehr deutscher Fürsten und deutscher Kaufleute mit Italien machte diese neue Richtung auch bei uns bekannt. Doch dauerte es lange bis sie zur Herrschaft gelangte; denn die Gothik, obgleich im Verfall, wich doch nur langsam. So kam es, daß weniger die Früh- oder Hochrenaissance, als der Barock- oder Rococo bei uns sich geltend machte. Mit den Herzogen Albrecht V., Wilhelm V. und besonders mit Max I. war der Sieg der Renaissance entschieden. Alle Bauteile mußten dekorativen Zwecken dienen. Auf diese Weise machten die Bauten den Eindruck des Ueberflußes und der Pracht, aber nicht den der Idealität, des schöpferischen Geistes. Der erste und vorzüglichste Bau ist die Jesuitenkirche in München, auf Befehl Wilhelm V. vom Baumeister Wolfgang Müller zwischen 1570—80 in großartigen Verhältnissen aufgeführt. Dies Bauwerk, mit einem sehr künstlichen Tonnengewölbe überspannt, ist kolossal in den Maßen, kostspielig, prachtvoll und zweckmäßig, aber nüchtern, schwerfällig und weltlich. Der prächtigste Civilbau

dieser Art ist die alte Residenz in München, von Kurfürst Max I. von 1596—1618 unter der Oberleitung des berühmten Peter Candid erbaut, ein prächtiges Fürstenschloß mit herrlichen Portalen, Höfen, Brunnen und Sälen. Gustav Adolf war von diesem Bau so entzückt, daß er wünschte, ihn nach Stockholm bringen zu können. — In einfacher, großartiger Renaissance ist auch die neue Residenz in Landshut von 1536—1543 erbaut. Die bischöfliche Residenz in Passau ist in derselben Weise erneut. — Die Oberfalz hat im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts die Gothik vollständig abgeworfen, der römische Baustil kam zu alleiniger Geltung. Die alten Säulenordnungen, der Façadebau der römischen Tempel, der Dreiecksgiebel über Türen und Fenstern, das Tonnengewölbe und der Kuppelbau die Gesimse und Lisenen gelangten bei jedem Kirchen- und Palastbau zur Anwendung. Der bedeutendste Bau ist die protestantische Dreifaltigkeitskirche in Regensburg (1627—31), ein kolossales Werk, einschiffig, ohne Säulen, mit gewaltigem Tonnengewölbe überspannt. Von ähnlicher Großartigkeit ist die Klosterkirche in Waldsassen.

Der 30jährige Krieg brachte eine Verwilderung und Entkräftung unsers Volkes und eine Abhängigkeit von Frankreich, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Künste und diese erst recht in argen Verfall gerieten. Die Baukunst hielt sich an französische Vorbilder. Das Eigentümliche dieser Architektur ist völlige Willkür und Verwilderung. Die Säulen glichen bald Würmern, bald gedrehten Stricken, die Fenster waren bald rund, bald viereckig, bald oval, bald hatten sie Ochsenaugengestalt, bald Baßgeigenform u. s. w. Baumeister ließ man aus Frankreich kommen. Die Lustschlösser Nymphenburg und Schleißheim gehören dieser Zeit an. Stifte und Klöster mit zahllosen Fenstern und breiten Façaden erhoben sich, so Tegernsee, Benedictbeuern, Attel, Rott, Weihenstephan, Fürstenfeld und Chiemsee. Der Fürstbischof Franz Ecker in Freising überkleidete seinen herrlichen romanischen Dom in 10 Monaten von unten bis oben mit Gipsgebilden und Gemälden (1724). Das vollendetste Muster dieses Ungeschmacks ist die Johanniskirche zu München. Die Theatinerkirche daselbst zeigt doch noch schöne Verhältnisse und großartige Formen. — Wie in Oberbaiern, so wurden auch in Niederbaiern nach dem Beispiel der Hauptstädte an allen Orten Umgestaltungen vorgenommen. Bald fand man nur noch den

belebten, üppigen, alle Wände und Säulen mit Kränzen, Früchten, Bändern und Engeln behängenden Rococo der Franzosen. Die großartigste Schöpfung der Zeit war in Niederbaiern die Kathedrale zu Passau, deren Schiffe, Türme und Façaden nach dem Brande 1662 durch Bischof Wenzeslaus von Thun in gewaltigen Dimensionen nach dem Vorbild der Peterskirche in Rom aufgeführt wurden. Baumeister und Maler waren lauter Italiener, kein Deutscher. So groß dieser Bau ist, so wenig Geist, so wenig wahres Leben und Gefühl, dagegen so viel derber Naturalismus, so viel Effecthaschen in Stellungen und Colorit zeigt er. — Das 18. Jahrhundert hat in der Oberpfalz wenig Neues gebaut; das Vorhandene aber um so mehr im französischen Geschmack modernisiert, d. h. alle Wände, Gewölbe und Pfeiler mit Gips überkleidet, mit Kränzen, Blumenkörbchen, Genien, Amoretten und Schnörkeln behängt und das Ganze vergolden und ausmalen lassen. Dieses traurige Los traf die meisten Kirchen.

Auch die Bildhauerei kehrte im 16. Jahrhundert zur wiedererstandenen Antike zurück. Aber statt Großartigkeit finden wir häufig nur rohe Natürlichkeit, statt Lebensfülle erkünstelte Bewegung, statt ruhiger Erhabenheit affectierte Leidenschaft. Erwähnt sei hier das Mausoleum über dem Kaisergrab in der Frauenkirche zu München. Höhere Bedeutung kommt den kleinern Werken der Sculptur zu, den Leuchtern, Hausaltärchen, Tafelaufsätzen von Silber, Tischen und Schränken. Die Oberpfalz weist aus dem 16. Jahrhundert noch Bewundernswertes in Altären, Grabmälern und Statuen auf; manche sind sogar von ergreifender Naturwahrheit. Die Erzgußwerke: die Kreuzigung im Chor von Niedermünster und das Grabmal des Fürstbischof Philipp in Mitte des Doms sind gewis lobenswert; nicht minder der Altar der Aebtissin Wandula in Obermünster, in weißem Marmor mit Feinheit und Wahrheit ausgeführt (1540). Doch gar vieles grenzt bereits ans Geschmacklose.

Die Sculptur der Rococozeit brachte alle Gottheiten des Olymps herab auf Brunnen und in Gärten. An allegorischen Gestalten war sie besonders reich. Roman Anton Boos von Roßhaupten (1730—1810) und Aegid Asam († 1733) aus Tegernsee sind die bedeutendsten Vertreter dieser Kunst. Von ersterem sind die Herkulesstatuen in den Arkaden des Hofgartens, die vier Colossalstatuen

an der Façade der Theatinerkirche und zahlreiche Figuren im Nymphenburger Garten. In Niederbaiern war unter anderen auch Asam thätig und damit ist genügend der gleiche Charakter gleichzeitiger Bildwerke bezeichnet. Eine Fülle von Sculpturen auf Altären, Grabmälern finden wir auch in der Oberpfalz. Hier misfallen die gesuchten Bewegungen, die verrenkten Stellungen, die affectirten Gefühle bei innerer Kälte, dagegen überrascht die Technik und anatomische Richtigkeit mancher Gebilde.

Die Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts vertraten in Oberbaiern drei Maler. Hans Mielich zu München (1515—1572) malte die Pieta in der Frauenkirche und eine Copie des Gerichts von Michel Angelo. Die Hofbibliothek bewahrt von ihm Miniaturbilder mit zahllosen Figuren. Sein Hauptwerk ist der Hochaltar der Frauenkirche zu Ingolstadt. Dies Bild ist hochinteressant, bekundet ein großes Talent und eine außerordentliche Technik, leider wenig Empfindung und Geschmack. Christof Schwarz aus Ingolstadt (1550—1597) fertigte für die Frauenkirche zu München einen Ecce homo, Hiob und die Nothelfer, für die Michaelskirche ein Hochaltarblatt. Peter Candid (de Witte aus Brügge von 1548—1628) ward Baierns Raphael genannt und war diesem gleich Architekt, Bildhauer und Maler. Bei außerordentlicher Tätigkeit und glücklichem Formensinn brachte er viel zu wege, aber alles ohne Leben. So waren die Künste in Mitte des 17. Jahrhunderts herabgekommen. Dem religiösen und nationalen Charakter entfremdet, dienten sie als Sclavinnen der Pracht und der irdischen Eitelkeit. In Niederbaiern und Oberpfalz wars nicht anders. Da bemühten sich Fürsten und reiche Stifte einige Virtuosenstücke auswärtiger Meister zu erhalten. Was daheim geschaffen ward, zeigt bei großer Pinselfertigkeit derben Naturalismus. Noch schlimmer wirds später. Am Anfang unsers Jahrhunderts war die bildende Kunst in Baiern aufs tiefste herabgesunken.

Literatur zur Zeit der Renaissance und des Rococo 1450—1800.

War die Periode des Romanismus die Zeit der ersten klassischen Literatur, die Zeit der Gothik die der Mystik, so ist die Epoche der Renaissance zugleich auch die Zeit der humanistischen Studien

und der Reformation. Durch das Elend des 30jährigen Krieges dann in tiefste Abhängigkeit von Frankreich gebracht, war in Deutschland aller nationale Sinn erstorben und darum gefiel man sich in sclavischer Nachahmung französischer Art. Allein während wir noch unter der Unnatur der Zopfzeit litten, erwachte der deutsche Genius, und indem er sich seiner Geschichte, Sprache und seines Rechts bewußt ward, erstand eine neue schöne Zeit, erst die zweite klassische Literatur und darauf die Romantik in Dichtung und Kunst. Was Altbaiern in dieser Periode in Wissenschaft und Dichtkunst geleistet, sei hier kurz erwähnt. Vor allem gedenken wir hier des Vaters bairischer Geschichtschreibung. Aventin, nach seiner Vaterstadt Abensberg in Niederbaiern genannt, ist den 4. Juli 1477 als der Sohn des Gastwirtes Peter Turnmaier geboren. In Ingolstadt war einer seiner Lehrer der berühmte Dichter Conrad Celtes. In Wien, Krakau und Paris verkehrte er mit den berühmtesten Männern seiner Zeit. 1508 ward er Erzieher der bairischen Prinzen. Zur Belebung und Förderung der Wissenschaften gründete er einen Verein gleichgebildeter und begeisterter Männer zu Ingolstadt, die sodalitas literaria angilostadiensis den 1. September 1516. Als sein Zögling Herzog Ernst die Universität verließ, ward Aventin bairischer Historiograph. Als solcher schrieb er seine annales boiorum libri septem von den ältesten Zeiten bis Albert III. vom 6. Februar 1519 bis 1. August 1521 non sine ingenti labore, wie er selbst sagt. Sein Freimut und seine Hinneigung zu Luthers Lehre zogen ihm Feinde zu, die es sogar zum Verhaftsbefehl gegen ihn brachten. Als er am 7. October 1528 seine Schwester in Abensberg besuchte, ward er gefangen gesetzt bis 18. October. Sein Freund, der Kanzler Leonhard von Eck bewirkte seine Befreiung. Darauf siedelte er nach Regensburg über, woselbst er 1534 starb. Wie er die Baiern, seine Landsleute, beurteilte, möge hier angeführt werden.

„Das bairisch Volk ist geistlich schlecht (schlicht) und gerecht, gehet, läuft gern Kirchfarten, hat auch viel Kirchfarten, legt sich mehr auf den Ackerbau und das Viehe, denn auf die Krieg, denen es nit fast nachlauft, bleibt gern daheim, reißt nicht fast aus in fremde Land, trinkt sehr, kriegt viel Kinder, ist etwas unfreundlich und einmütig als die nit viel auskommen, gern einheims erhalten, wenig

Hantierung treiben, fremde Land und Gegend nit heimsuchen. Achten nit der Kaufmannschaft, kommen auch die Kaufleute nit fast zu ihnen, und in ganzem Baierland sind dreierlei Ständ, die da zu ehren und zu verwalten Land und Leut gebraucht werden. Der gemein Mann so auf dem Gä und Land sitzt, gibt sich auf den Ackerbau und das Viehe, liegt demselben allein ob, darf sich nichts ohne Geschäft der Obrigkeit unterstehen, wird auch in keinen Rat genommen oder Landschaft erfordert, doch ist er sonst frei, mag auch frei ledig eigne Güter haben, dient seinem Herrn, der sonst kein Gewalt über ihn hat, jährlich Geld, Zinse und Scharbach, tut sonst was er will, sitzt Tag und Nacht bei dem Wein, schreiet, singt, tanzet, kartet, spielt, mag Wehren tragen, Schweinspieß und lang Messer. Große und überflüssig Hochzeit, Todtenmahl und Kirchtag haben, ist ehrlich und unsträflich, reicht keinem zu Nachteil, kommt keinem zum Uebel."

Die Reformation erregte in ganz Deutschland eine gewaltige Bewegung. Suchte der Kanzler Leonhard von Eck durch Todesstrafe den Lehren Luthers den Eingang in Baiern zu verwehren, so bekämpfte unermüdlichen Eifers Johann von Eck sie durch Wort und Schrift. Er war der Sohn des Bauern Michael Maier zu Eck an der Günz im Allgäu, geboren den 13. November 1486. Von 1510 an war er 32 Jahre lang Professor in Ingolstadt. 1519 hatte er mit Luther und Karlstadt eine Disputation zu Leipzig; 1520 brachte er die Bannbulle Leo X. gegen Luther aus Rom nach Deutschland. Auf seine Bitte erließ der Papst Clemens VII. eine Bulle, nach welcher in Baiern ein eigenes Ketzergericht eingesetzt ward. Der katholischen Sache hat er durch seine Leidenschaftlichkeit fast mehr geschadet als genützt. Er starb 1543 zu Ingolstadt. — Peter Apian zu Leißnick, einer Stadt in Meißen, geboren 1495, fertigte schon 1520 eine Karte des Erdkreises nach Ptolomäus und den Entdeckungen des Amerikus Vespucci, eine der ersten, die Amerika darstellen. 1524 war er schon in Baiern und gab eine Weltbeschreibung heraus, 1527 ward er Professor der Mathematik in Ingolstadt. Er schrieb noch viele ausgezeichnete Werke physikalischen, geographischen und astronomischen Inhalts; fertigte Erdkarten, Erd- und Himmelsgloben. Kaiser Karl ehrte ihn so sehr, daß er seinetwegen im schmalkaldischen Krieg die Stadt Leißnick vor

Plünderung schützte. Er war ein treuer Freund Aventins, starb 1552. Gleich sehr berühmt war sein Sohn Philipp Apian. Als diesem am 8. April 1568 vom akademischen Senate der Universität Ingolstadt das Ansinnen gestellt ward, den Eid auf die katholische Religion zu leisten, erklärte er, das nicht ohne Schaden seines Gewissens tun zu können. Treu seiner religiösen Ueberzeugung mußte er Amt und Vaterland verlassen, 1569 ward er Professor der Mathematik und Astronomie zu Tübingen, da starb er auch 1589. — 37 Jahre lebte Orlando di Lasso in München. Geboren ist er zu Bergen im Hennegau 1520. Unter allen Tonkünstlern ragt er als der erste hervor wegen Vielseitigkeit, Originalität, hoher Würde, reicher und genialer Conception seiner weltlichen und geistlichen Tondichtungen. Herzog Albrecht V. nahm ihn in seine Dienste. († 1595.)

Das Grab eines der größten Männer dieser Zeit bewahrt Regensburg. Johann Keppler verdanken wir die Grundlagen der jetzigen Astronomie. Unter beständigem Kummer und nie endender Sorge machte er wahrhaft große Entdeckungen. 1615 erhielt er durch seine Schwester die Nachricht, daß seine alte Mutter als Hexe der Zauberei angeklagt sei und in höchster Gefahr schwebe. Dem liebenden Sohne, der von Linz nach Würtemberg eilte, gelang es durch sein beredtes Wort, daß sie entlassen ward. Gebeugt von allen Mühseligkeiten seines Lebens, ermattet durch eine lange Reise, erkrankt und gekränkt durch schnöde Zurückweisung seiner Ansprüche erlag er einem heftigen Fieber den 5. November 1630 zu Regensburg.

Die deutsche Poesie lag im Argen. Dagegen dichteten deutsche Humanisten in bewundernswerter Vollkommenheit lateinische Gedichte. Zu diesen zählte Jakob Balde, der deutsche Horaz genannt. Geboren im Januar 1603 zu Ensisheim in Elsaß, kam er schon in seinem 17. Jahre nach Baiern und besuchte die Universität Ingolstadt. Am 1. Juli 1624 trat er in den Jesuitenorden. 1638 nach München berufen, hielt er Vorlesungen über die Redekunst. Von Jugend auf war er mager und schwächlich, 1643 von einem heftigen Brustleiden überfallen, suchte er Stärkung seiner Gesundheit in dem mildern Landshut. Am 9. August 1668 starb er. Er hinterließ vier Bücher lyrischer Gedichte, neun Bücher lyrischer

Wälder, ein Buch Epoden, epischer Gedichte, Satiren, Elegien, dramatischer Werke u. s. w.

Ignaz Kögler, Sohn eines Kürschners zu Landsberg in Oberbaiern, den 11. Mai 1680 geboren, trat im 16. Lebensjahr in den Jesuitenorden. 1712 ward ihm die Lehrstelle der Mathematik und der orientalischen Sprachen in Ingolstadt verliehen, aber 1715 mußte er im Auftrag seines Ordens nach China. Dort brachte ers zu großen Ehren bei den chinesischen Kaisern. Seine astronomischen Beobachtungen in China, seine Schriften über die Geschichte der Juden und ihre heiligen Bücher in Sina haben hohen wissenschaftlichen Wert.

Johann Adam Ickstadt den 6. Januar 1702 zu Bockenhausen bei Eppstein im Erzbistum Mainz geboren, war der Sohn eines Hammerschmieds. Sein ungemeiner Bildungstrieb und seine hohe Begabung ließen ihm auf vielen Schulen Bedeutendes lernen. 1740 ward er Erzieher des Kurprinzen Max Josef (III.) und zugleich Rechtslehrer der Universität Ingolstadt. 1745 kam er nach München. Er schrieb viele gelehrte Abhandlungen. Baierns trefflichste Männer nennen sich seine Schüler wie Lori, Linbrunn, Bergmann u. a. 1776 starb er in Waldsassen.

Kreitmayr bearbeitete Gesetzbücher über die wichtigsten Rechtsteile in so ausgezeichneter Weise, daß sie heute noch als mustergiltig anerkannt werden. 1705 in München geboren, war er schon 1725 Hofrat daselbst, 1758 geheimer Staatskanzler und Kanzler der neugestifteten Akademie der Wissenschaften († 1790).

Das Verdienst der Gründung der eben genannten Akademie gebührt Lori. Er brachte eine Vereinigung der gelehrten Kräfte seiner Zeit zu Stande. Am 12. October 1758 hielten sie ihre erste Sitzung. Kurfürst Max Josef III. nahm den regsten Anteil und erteilte der Akademie die kurfürstliche Sanction den 28. März 1759. Die letzten Jahre seines Lebens hielt er sich in Neuburg an der Donau auf; dort vollendete er seine bairische Geschichte 1782 und bereitete die Urkunden des Klosters Niederschönenfeld für die monumenta boica vor. Er starb 1787.

Ein ehrendes Andenken gebührt noch Westenrieder. Er war erst Professor der Dichtkunst in Landshut, später Domkapitular in

München. Seine literarische Tätigkeit ist eine gar vielseitige und gibt Zeugnis seines Strebens, die Volksbildung zu heben. († 1829.)

Die Kunst der Neuzeit.*)

Nachdem die Literatur bereits unsterbliche Werke zu Tage gebracht hat, wandte sich die deutsche Phantasie auch zur Darstellung der Idee in bildlichen Formen. Bildende Künstler treten in den Vordergrund. Ihr Ziel war das gleiche: „eine gottinnige Humanität, eine historische Idealität". Das größte Verdienst um die Neubelebung deutscher Kunst hat König Ludwig I. von Baiern. Er hat nach München Künstler berufen und Werke schaffen lassen, die München zur Metropole deutscher monumentaler Kunst gemacht haben.

Konnten wir gewisse Perioden nach bestimmten Baustilen benennen, so ist das in der Neuzeit nicht möglich. Der Individualismus oder Subjectivismus hat es zu keinen allgemein giltigen Typen gebracht. Unsere Aufgabe scheint zu sein, „Wesen und Bedeutung vorhandener Stile in ihrer Reinheit zu erfassen und das Allgemeingiltige und Musterhafte für unsere Zwecke zu verwenden". Eine Wanderung durch München gewährt ein Bild der Baugeschichte von 2 Jahrtausenden.

Leo Klenze ist der Erneurer griechischen Stils. Durch ihn erstund die Walhalla in aller Herrlichkeit und Zier eines griechischen Tempelbaues, ebenso die Ruhmeshalle bei der Bavaria. Sein Werk ist auch die Glyptothek mit jonischer Vorhalle, gegenüber erhebt sich Zieblands Ausstellungsgebäude im korinthischen Stil und das Tor zwischen beiden zeigt dorische Formen. So sehen wir alle drei Arten griechischer Architektur beisammen. Nach dem Muster römischer Triumphbogen hat Gärtner am Ende der Ludwigsstraße das Siegestor höchst geschmackvoll ausgeführt. Vier Kirchen führen sodann in die christliche Zeit ein. Die Bonifaciuskirche Zieblands zeigt uns die Formen des römischen Basilika-, die Allerheiligenkapelle von Klenze den byzantinischen, die Ludwigskirche von Gärtner den italienisch romanischen und die Aukirche Ohlmüllers den gothischen

*) Bavaria, 1. Band, 2. Abteilung. — Pleikhard Stumpf, denkwürdige Baiern, München.

Stil. Der neue Königsbau Klenzes erinnert an den Palast Pitti in Florenz; die gewaltige Masse der Bibliothek mahnt an burg-ähnliche Bauten italienischer Städte. Ein Prachtbau ist die alte Pinakothek von Klenze. Den Rundbogenstil verwendet Gärtner an der Universität. Am Polytechnikum bringt Neureuther die Renaissance wieder zu Ehren; der neueste gothische Bau ist das Rathaus von Hauberisser.

In der Sculptur ist Schwanthaler, ein geborner Münchener, eine glänzende Erscheinung. Er hat das Riesenstandbild der Bavaria, deren Kopf von bewundernswürdiger Schönheit ist, geschaffen. Aus seiner Werkstätte gingen zahlreiche, formvollendete Gebilde in rascher Folge hervor. Er hatte den plastischen Schmuck der meisten Bauten König Ludwig I. herzustellen. Die schönste Statue Münchens ist die Reiterstatue des Kurfürsten Max I. von Thorwaldsen.

Der Heros der Malerei ist Cornelius. „Er ist nicht blos ein Maler für Auge und Gemüt, sondern vorzugsweise für den Geist, er bildet nicht die äußere Wirklichkeit nach, sondern ergreift die Idee der Dinge und gestaltet sie mit dichterischer Kraft; seinem sublimen Geist gelingt das Erhabene und Erschütternde.“ Von ihm sind die Bilder der Glyptothek, der Loggien in der Pinakothek und der Ludwigskirche, von denen das größte das jüngste Gericht darstellt. Als Historienmaler reihen sich an Heinrich Heß und Julius von Schnorr. Heß malte die Bilder der Allerheiligenhofkirche und der Basilika nach florentinischen Meistern; von Schnorr schmückte die Säle des Schlosses mit Bildern deutscher Heldensage und deutscher Geschichte. Alle seine Arbeiten zeigen eine noble, gebildete, maßhaltende Natur. — Rottmanns italienische Landschaften haben dauernden Ruhm, seine griechischen machen durch ihren Farbenzauber überwältigende Wirkung. Den Reigen der jüngern Künstlergeneration eröffnet W. Kaulbach. Bei ihm kommt der Subjectivismus zur vollen Geltung. Nicht sowohl der Gegenstand als seine eigene Weltanschauung bringt er im Gegenstand zum Ausdruck. In seiner Hunnenschlacht verwebt er aufs schönste das Ideale mit dem Realen. Reineke Fuchs vereint gleich der Tiersage das Tierische und Menschliche in unübertrefflicher Weise. Die Zerstörung Jerusalems ist ein Schmuck der neuen Pinakothek. Moritz von Schwind, Meister in der Romantik, stellt das Leben der hl. Elisabetha auf der Wart-

burg einfach, innig und sinnig dar. Reichtum der Fantasie, liebenswürdiger Humor, Grazie der Form haben ihn zum eigentlichen Maler des deutschen Volksmärchens gemacht; die sieben Raben der treuen Schwester, die schöne Melusine u. a. werden immer gefallen. Als Genremaler nennen wir Bürkel, Enhuber, Ramberg, R. Zimmermann, Defregger; Landschaftsmaler sind Morgenstern, Heinlein, Albrecht Zimmermann, E. Schleich u. v. a. Als Tiermaler zeichnen sich aus Wagenbauer, Klein, dessen Radierungen besonders geschätzt werden, und Fr. Volz. — Stiglmayr, geboren 1791 zu Bruck an der Amper, begründete der Erzgießerei Münchens einen Weltruf. König Max II. gab der Historienmalerei neue Aufgaben. Die wichtigsten Begebenheiten der Welt-, und speciell der bairischen Geschichte ließ er von einer Anzahl Künstler im National-Museum und im Maximilianeum darstellen. Unter den Historienmalern der Jetztzeit ragt Karl Piloty, ein Münchener, hervor, „ein Meister feinsten Farbensinns, psychologischer Charakteristik und ebenso sicherer als glanzreicher Technik". Schraudolph, Foltz und Lindenschmitt verdienen nicht minder geehrt zu werden. Ganz Vortreffliches leisteten im Kupferstich Amsler, Thäter, Merz und Gonzenbach. Thäter leitete nach Amsler und wie dieser mit gewissenhaftem Eifer eine treffliche Schule an der k. Akademie.

Mit dieser geringen Skizze haben wir nur wenige Namen genannt, groß aber ist die Zahl ruhmwerter Künstler, die, wenn auch nicht alle geborne Baiern, doch in München ihre Werke geschaffen haben. Die an den Wänden von Kirchen, der Residenz, den Gebäuden für Kunstsammlungen, unter den Arkaden und in Privathäusern ausgeführten Bilder sind mehr als tausend, für die neuere Zeit Ausgangspunkt des idealhistorischen Stils.

Literatur und Wissenschaft der Neuzeit.

Wie die bildende Kunst viele und ruhmreiche Männer zu verzeichnen hat, so gibt uns solche auch die Wissenschaft. Möge den Reigen ein Mann eröffnen, der eine Leuchte der katholischen Kirche, ein Muster eines Priesters, eines wahrhaften Christen genannt werden darf. Wir meinen Johann Michael Sailer. Er war der Sohn eines armen, redlichen Schuhmachers zu Aresing bei Schroben-

hausen, und ist 1751 geboren. Er war in Ingolstadt, Dillingen und Landshut Professor, und von letzterem Ort berief ihn das Vertrauen des Königs Ludwig I. zum Bischof von Regensburg. In 41 Bänden philosophischen, pädagogischen, theologischen, seelsorgerischen und biographischen Inhalts ist seine wissenschaftliche Wirksamkeit niedergelegt. Er war in ganz Deutschland von Katholiken und Protestanten gleich sehr verehrt.

Sömmering und Steinheil, Erfinder und Vervollkommner des Telegraphen, lebten in München.

Utzschneider, der Sohn unbemittelter Landleute, 1763 zu Rieden am Staffelsee geboren, hat sich um die Hebung der Nationalwohlfahrt, besonders um das Gewerbswesen großes Verdienst erworben. Das mathematisch-mechanische und optische Institut (1804) verdankt ihm seine Entstehung. Als Generaladministrator der Salinen erhöhte er den Salzhandel. Das größte und dankenswerteste Unternehmen, das er mit Ulrich Schiegg und Johann Grünberger ins Werk setzte, ist die Regulierung der Grundsteuer durch eine allgemeine und genau ins einzelne gehende Landesvermessung, Ertragsbestimmung und Nachweisung des Besitztitels; er gründete den landwirtschaftlichen Verein und übernahm 1827 die Leitung der Gewerb- und polytechnischen Schule unentgeltlich. († 1840.)

Franz Baader ist als Sohn des kurfürstlichen Leibarztes zu München 1762 geboren. Nach seinen medicinischen Studien ging er nach Freiberg, um unter dem berühmten Werner Bergwerkskunde zu studieren. 1808 war er Oberstbergrat. Als in seinem 62. Lebensjahre die Universität nach München kam, hielt er seine tiefgedachten Vorlesungen über Religionsphilosophie vor zahlreichen Zuhörern. Der Schwerpunkt seiner philosophischen Bestrebungen fiel auf das religiöse Gebiet. († 1841.)

Alois Sennefelder, geboren 6. November 1771 zu Prag, Sohn eines Schauspielers, kam 1778 nach München. Er ist Erfinder des Steindrucks. Unter Mühen und Sorgen, die ihm die vielfachen Versuche zu immer größerer Verbesserung seiner Erfindung verursachten, brachte er sein Leben dahin. 1821 schrieb er ein Lehrbuch der Lithographie, das bald ins Englische und Französische übersetzt ward. Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich die Lithographie und kurze Zeit

nach ihrem Entstehen lieferte sie schon Kunstwerke von hoher Vollkommenheit. Sennefelder starb 1834.

38 Jahre lang hat Schelling in Baiern gelebt. Er ist zu Leonberg in Würtemberg 1775 geboren, wo sein Vater Pfarrer war. 1807 kam er nach München, 1820 nach Erlangen und 1826 wieder nach München, wo er als Hofrat und Professor geistreiche Vorlesungen über positive Philosophie, Philosophie der Mythologie und später über Philosophie der Offenbarung hielt. Die Wirkung, die seine neuerschlossene Gedankenwelt auf seine Zuhörer machte, war eine außerordentliche. 1842 folgte er einem Rufe nach Berlin und starb 1854.

Görres, Sohn eines Holz- und Brothändlers, war 1776 zu Koblenz geboren. Er wandte sich zuerst den Naturwissenschaften zu. Durch die französische Revolution angeregt, ward seine Seele voll glühender Leidenschaft für republikanische Freiheit. Als aber Napoleon zur Herrschaft kam, folgte der Umschlag. Er kehrte zu den Wissenschaften zurück, ging 1806 nach Heidelberg, wo er mit Clemens Brentano und Achim von Arnim Geschichte und ältere deutsche Literatur studierte. Nach der Schlacht bei Leipzig nahm er wieder die politische Arbeit auf und schrieb für seines Volkes Freiheit. Allein die darauf folgenden Jahre brachten ganz anderes. Er mußte in die Schweiz flüchten. Nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen suchte er in Geschichte und Religionsphilosopie Trost und Beruhigung. Der Anker, an den er die Geschicke der Länder, seine Erwartungen und Hoffnungen ketten konnte, war ihm von jetzt an die Kirche. Sie, auf der alle staatliche Ordnung beruhe, solle neuerstärkt die Führerin sein und die Neubelebung der Staaten ermöglichen. König Ludwig I. berief ihn an die Universität nach München. Er verfaßte viele Schriften. († 1848.)

1809 kam ein Mann nach München, der mit Feuereifer für die Verbesserung der tiefgesunkenen humanistischen Bildung eintrat. Es war dies Thiersch, 1784 zu Kirchscheidungen bei Merseburg geboren. 1826 ward er Professor an der Universität und schon seit 1815 Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, als deren Vorstand er von 1848—59 viele Denkschriften verfaßte. Seine Liebe zu dem altklassischen Boden Griechenlands und die Hoffnung seiner Befreiung aus türkischer Sklaverei ließ ihn die Hetarie der

Musenfreunde zur Förderung der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung junger Griechen gründen 1814. Was er war, das war er ganz und entschieden. So hielt er auch streng an den Dogmen seiner, der protestantischen Kirche. Und als unter dem Abelschen Regimente die Kniebeugung der protestantischen Soldaten vor dem Sanctissimum verlangt ward, da trat er mit aller Entschiedenheit und Kühnheit dem entgegen. 76 Jahre alt starb er 1860. —

„Darin sind wir einig, daß Baiern keinen bessern deutschen Mann aufzuweisen hatte, als diesen liebenswürdigen, bescheidenen Schmeller, der alles, was er geworden ist, seiner rein angelegten und rein gebliebenen Natur verdankt. Seinen Wert wird das Land, da er uns nun entrissen ist, besser zu erkennen und höher zu achten anfangen. Sein bairisches Wörterbuch wird für immer als ein unerreichbares Muster dastehen, wie sich Sprache und Sachkenntnis lebendig durchdringen sollen. Er hat unablässig Fortschritte in der Wissenschaft gemacht, nie aber eine Zeile niedergeschrieben, die seiner unwürdig gewesen wäre.“ So sprach Jakob Grimm. 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz geboren, wo sein Vater Korbflechter war, betrieb er unter kümmerlicher Existenz seine Studien 1797—99. Theologie und Heilkunde zogen ihn nicht an, für Chemie und Mathematik hatte er keine Hilfsmittel, die Landwirtschaft befriedigte ihn auch nicht, und so brachte er in einer ähnlichen Verfassung wie die, in der Pestalozzi seinen Lienhard und Getrud schrieb, seine Gedanken über die einfachste Art, die Kinder richtig deutsch lesen und schreiben zu lehren, zu Papier. Da aber kein Buchhändler den Verlag übernahm, wanderte er damit in die Schweiz zu Pestalozzi. Der hatte eben vollauf zu tun mit seinem Umzug von Burgdorf nach Buchsee. So ließ Schmeller in höchst trostloser Lage sich von einem spanischen Werber auf 3 Jahre für ein spanisches Regiment anwerben 1804. Nach vollbrachtem Dienst kehrte er in die Schweiz zurück und leitete bis 1813 eine Privatanstalt in Basel. Wie in Spanien so auch hier wurden die ausgedehntesten und umfassendsten Sprachstudien gemacht. Nach Baiern zurückgekehrt, machte er als Oberlieutenant in einem freiwilligen Jägerbataillon den Feldzug nach Frankreich mit und benutzte den Aufenthalt in Frankreich zu Studien über französische und keltische Sprache. 1816 kam er nach München um an der Staatsbibliothek seine Forsch-

ungen fortzusetzen. Da ward ihm der Auftrag ein Wörterbuch bairischer Mundarten zu bearbeiten. Dieser Arbeit unterzog er sich mit allem Eifer von 1816—1837. Hochschätzbar sind auch seine wissenschaftlichen Bearbeitungen der an der Staatsbibliothek verwahrten Handschriften. † 1852.

Joseph Frauenhofer, der Sohn eines unbemittelten Glasermeisters in Straubing, 1787 geboren, kam 1799 in die Lehre zum Hofspiegelmacher Weichselberger nach München. Beim Einsturz des Wohnhauses in dem Thiereckgäßchen verschüttet, ward er auf wunderbare Weise am Leben erhalten und gerettet. Utzschneider sah ihn damals zuerst, besuchte ihn öfter, überzeugte sich von der Lernbegierde und der Elasticität seines Geistes, gab ihm Bücher über Mathematik und Optik und nahm ihn später in das mechanische Institut Reichenbachs auf. Am 7. Februar 1809 trat Frauenhofer an die Spitze des Instituts für Optik in Benedictbeuern. Nach vielen und großartigen Versuchen gelang ihm die achromatische Verbindung des Flint- und Crownglases farblos und rein auf mathematisch-optischem Weg herzustellen; er entdeckte die fixen Linien im Spectrum, erfand das Heliometer u. a. Der erste große parallaktische Refractor, der in die Sternwarte nach Dorpat kam, erregte die allgemeine Bewunderung der Zeitgenossen. Nach München übersiedelt 1819, erhielt er die unmittelbare Leitung des optischen Instituts mit 50 Arbeitern. Nach allen Teilen Europas lieferte er die größten astronomischen Instrumente und alle Arten von Fernrohren in möglichster Vollendung. Dieser Demant der Akademie, wie ihn Sömmering nannte, war erst 39 Jahre alt, als er den 7. Juni 1826 starb. Er liegt neben Reichenbach begraben, der in demselben Jahr den 21. Mai gestorben war. Wo eines Frauenhofer und eines Utzschneider gedacht wird, da darf Reichenbach nicht vergessen werden. Geboren ist er 1772 zu Durlach. Sein Vater starb als Obristlieutenant der Artillerie in München 1820. Reichenbach bildete sich auf einer Reise nach England aus, ward 1793 Lieutenant der Artillerie, und kam als Hauptmann nach München. Damals gab es noch unvollkommene mathematische und astronomische Instrumente, er fertigte vortreffliche. Die gebräuchlichen mechanischen und geodätischen Instrumente waren zu groß, unbehilflich und ungenau. Er verbesserte sie durch eine Kreisteilungs-

maschine. Diese bewundernswürdige Maschine war die Ursache der Umgestaltung und Verbesserung vieler mathematischer und optischer Instrumente. Das mechanisch-mathematische Institut gründete er und fand an Utzschneider einen hilfreichen Genossen. (1804.) Ebenso entstand im Verein Utzschneiders und Frauenhofers 1809 das optische Institut. Aus diesen Anstalten gingen die solidesten und schönsten astronomischen und mechanischen Instrumente hervor. Die Institute erlangten europäischen Ruf. 1821 überließ er dasselbe seinem tätigen Teilnehmer Ertel. Ein neues Feld ersprießlicher Tätigkeit eröffnete sich ihm als er 1808 Salinenrat ward. Mit möglichst geringen Kosten löste er die schwierige Aufgabe einer Soolenleitung von Reichenhall nach Rosenheim durch Erfindung einer Wassersäulenmaschine. Ebenso übernahm er die Ausführung der Soolenleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall. Diese großartige, 29,7 km lange Leitung stellte er in sehr kurzer Zeit her und ist Reichenbachs Meisterwerk.

Gabelsberger, bairischer Ministerialsekretär, ist Erfinder und Begründer der deutschen Stenographie. Er ist 1789 zu München geboren und daselbst 1849 gestorben.

Fallmerayer, der Sohn unbemittelter Bauersleute, geboren den 10. December 1790 im Weiler Bayrdorf, Gemeinde Tschötsch in Tirol, nahm am Kampf gegen Napoleon teil und erhielt nach der Schlacht bei Hanau eine Auszeichnung. 1818 verließ er den Militärdienst. 1827 erschien seine Geschichte des Kaisertums von Trapezunt. 1831 bereiste er mit dem russischen General Graf Ostermann Tolstoi den Orient, Palästina, Syrien und die jonischen Küstenländer. 1835 ward er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1848 ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität in München; war Mitglied des Parlaments in Frankfurt, mußte in die Schweiz flüchten, 1850 amnestiert, kehrte er zwar nach München zurück, erhielt aber seine Professur nicht mehr. † 1861. Seine gesammelten Werke hat Professor Thomas herausgegeben. — Liebig Justus, geb. den 12. Mai 1803 in Darmstadt, beschäftigte sich schon als Gymnasiast eifrig mit Chemie. Er studierte in Bonn, Erlangen und Paris, ward 1826 Professor in Gießen, kam 1852 nach München und starb den 18. April 1873. Seine großen Verdienste um Chemie und Physiologie sind genügend bekannt.

Diesen Namen ließe sich noch eine Reihe anderer anfügen. Vor allen aber ist es ein Name, dessen dankbar zu gedenken, jedes Baiern heilige Pflicht ist. König Max II. hat wohl wie niemand anderer kein Opfer gescheut Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe aufs eifrigste zu heben. Von seinen ruhmherrlichen Taten sei hier nur erwähnt, was er für die Wissenschaft getan. Ein Kreis berühmter Gelehrter aus ganz Deutschland trat auf seine Veranlassung zusammen. Deutsche und bairische Geschichte wird erforscht, Chroniken deutscher Städte, die Acten deutscher Reichstage, eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland und viele andere Werke verdanken seiner königlichen Munificenz ihre Entstehung.

Haus und Wohnung.*)

Hat der vorhergehende Abschnitt uns den Kunstbau in seiner Entwicklung dargelegt, so soll jetzt das Wohnhaus anschaulich gemacht werden. Das Wohnhaus verhält sich zum Kunstbau wie das Volkslied zur Kunstmusik. Kein anderer Bau aber trägt so entschieden den Ausdruck der Sitten und der Anschauungsweise als das Bauernhaus. Bedingt Baumaterial, Bodengestalt und Klima Anlage, Maß und Verhältnis, so gibt Gefühl- und Denkweise des Volkes Bewegung und Ornament. Deshalb ist eine eingehende Betrachtung des Wohnhauses ethnographisch sehr wichtig. Gebirg und Ebene Oberbaierns teilt das Volk in zwei Gruppen von verschiedenem Charakter. Dies findet klaren Ausdruck am Bauernhaus. Das Gebirgshaus, früher ein ganzer, ist jetzt ein halber Holzbau mit mehreren Stockwerken und abgeflachtem Dach und einer Galerie, „Laube" genannt. Das Haus der Ebene, regelmäßig aus einem Stockwerk bestehend, hat hohes Giebeldach. An Uebergängen und Abnormitäten fehlt es natürlich nicht. Das Innere eines Gebirgshauses hat im Erdgeschoß das übliche Gelaß: Stube, Küche und Stall. Der obere Stock enthält die eigentliche „Kammer", das Schlaf- und Prunkgemach des Hausvaters und seines Weibes und

*) Bavaria, 1. u. 2. Band. — Leoprechting, Aus dem Lechrain, München 1855. — Schmeller, Bairisches Wörterbuch, München. — Riehl, Die Familie, Stuttgart 1855.

die Nebenkammer für Kinder und Gesinde. Das Hinterteil des Hauses gibt Räume für Erntevorräte, Dreschtennen und Ställe. Die Stube ist meist getäfelt und die Decke Fachwerk. Um die Wände und um den Ofen laufen Holzbänke; nicht selten sind eingemauerte Schränke. In einer Ecke steht der Ahorntisch, darüber der Hausaltar, ein Crucifix mit zahlreichen Bildern, Täfelchen u. dgl. Nicht selten schwebt an einer Schnur ober der Mitte des Tisches ein sogenanter „hl. Geist" — eine Taube aus gefaltetem Papier. Das Handtuch ist auf Rollen an der Tür aufgespannt und der Weihbrunnkessel fehlt nirgends neben der Tür. Oben an derselben stehen mit Kreide geschrieben die drei Königsnamen † C. † M. † B. Neben dem Ofen, welchen Trockenstangen umfassen, fehlt nicht leicht das Lotterbett, „die Ofenbruck" genannt. Der Raum unter derselben gehört dem Hühnervolk. Unter der Ofenbank liegt das Pfannenbrett und der eiserne Schuhlöffel an der Kette. Auf dem Fensterbrett am Tisch steht die „Bütsche" eine hölzerne Wasserkanne und an einem der Wandkästen hängt der Kalender. Das Zierlichste und Beste enthält die „Kammer". Dazu gehört die Doppelbettstatt des Ehepaars mit Säulen und Dach geziert und „Himmelbett" genannt. An der Decke ist gewöhnlich ein Auge Gottes und am Fußbrett die Herzen Jesu und Mariä gemalt. Hinter Vorhängen sind die schweren Federbetten hochaufgetürmt. Der Kleiderschrank der Hausfrau ist zur Hälfte mit „hauswirchener" d. i. im Hause gesponnener Leinwand angefüllt. Hier verwahrt die Bäuerin ihre besten Kleider und in den Schublädchen die allenfallsigen Schatzgelder und den Silberschmuck. Eine Schaukelwiege und manche derbe alte Truhe füllt die Kammer. Auf dem „Schubladenkasten", der Kommode, stehen die Prachtstücke des Geschirrs, Krüge, bemalte Gläser oder Kaffeetassen und besonders rotbackige Äpfel, in ihrer Mitte meist in einem Glasschrank ein wächsernes puppenhaft bekleidetes Christkind. So wills die gute alte Sitte. (Lentner.)

Der Baustil im Salzburgerland ist etwas verschieden. Charakteristisch ist bei ihm, daß die beiden Giebel des etwas steileren Daches an der Spitze zurückgelegt sind, unter welchen Giebeln sich gleichlaufend mit der untern Laube, eine zweite an der Seite mit Brettern verschlagene Galerie befindet. Die Ornamente in den Ausschnitten der Laubengelände sind uralt. In den Ansiedel-

ungen dieses Gaues finden wir unbedingt die älteste Form der Niederlassung des deutschen Bauers, den sogenannten Hof. Die Baulichkeiten bilden ein Gevierte. Das Wohnhaus steht mit der breiten Seite gegen Norden, der Kuhstall breiter als das Wohnhaus gegen Westen, von gleicher Länge der Stall für das Kleinvieh mit dem Kornboden gegen Osten, und der Stadel mit zwei Tennen gegen Süden. Links neben dem Wohnhaus und rechts neben dem Stadel ist ein breites Tor; die beiden andern Ecken sind geschlossen. In der Mitte des Hofraums ist die Düngerstätte und dicht davor der Brunnen mit großem Trog, häufig auch ein Taubenschlag. Nicht weit vom Wohnhaus steht im Obstgarten das kleine Backhaus. Alle Häuser sehen sehr reinlich aus, die der Wohlhabenden oft groß und stattlich. Die Fenster gehen sämmtlich in den Hof, in dem sich auch die Haustür befindet. Der Baustil, äußerst schlicht, entbehrt die Ornamentik des Gebirgsstils; doch fehlen die Wetterkreuze an den Giebeln nicht und über den Wohnhäusern stehen die Türmchen mit der Maierglocke. (Lentner.)

Den Uebergang vom Gebirgs- zum Baustil der Ebene bietet der Lechrain. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts waren sämmtliche Wohnungen von Holz; dies hat sich nun derart geändert, daß ein gutes Drittel aller Häuser bereits aus Backsteinen besteht. Alle Häuser sind zweigädig, und allzeit Haus, Stall und Stadel unter einem Dach. Dieses besteht im Unterlande mehr aus Stroh, im Oberlande aus Legschindeln mit großen Steinen beschwert. Das Schindeldach ist sehr flach und geht in seinem Fürschuß gewöhnlich 1½ m, oft aber an 3 m über den Hausstock hinaus. Dies nennt man den Wettermantel, da er das Haus ebenso sehr vor dem Regen, wie vor Sonne und Kälte schützt. Alle Holzbauten sind von ebenso gefälligem Schnitzwerk als freundlichem Anstrich begleitet und der Eindruck sicher für jeden Fremden behaglich. Die größeren Häuser haben eine eigene Tür in das Hausfletz. Bei den älteren und kleineren ist das Stadeltor zugleich der Eingang und die Tenne bildet das Fletz. Gleich nebenan befindet sich die Stube, allemal ein Eckzimmer mit vier und oft noch mehr Fenstern, darin wird gegessen, während der kälteren Jahreszeit auch gekocht und gesponnen, überhaupt jedwede Hantierung getrieben, die im Zimmer tunlich ist. Wer ein Zimmer gesehen hat, hat sie alle gesehen.

An der Rückwand befindet sich die Kammerstiege und der Kachelofen, welcher mit seiner Ofenbank gut ein Viertel des Gemaches einnimmt. Den Ofen umgeben auf drei Seiten, in der Höhe an eisernen Klammern hangend, fichtene Stangen, an welchen alles mögliche zum Trocknen aufgehängt wird. Die Ofenbank ist eine hölzerne Bank mit Kopfgestell, letzteres Faullenzer genannt, auf einer Seite des Ofens; hat sie noch einen Sprüwesack und Federkissen, heißt sie Gautschen. Im Eck zwischen den Fenstern befindet sich ein großer viereckiger Tisch mit Sitzbänken, an dem die ganze Haushaltung die fünf verschiedenen Mahle des Tages halten. Ober demselben an der Wand im Eck hängt ein geschnitztes Crucifix mit der Mutter Gottes und dem hl. Johannes dem Evangelisten zu Füßen in Begleitung einiger Tafeln der Hausheiligen, als da sind St. Sebastian, Rochus, Wendelin, Lienhart u. a. Neben der Türe ist der Milchkasten, auf welchem die Schüsselram mit möglichst vielen und blankgeputzten Schüsseln, Tellern und Kandeln steht. Hartan befindet sich eine hölzerne Hänguhr, der Weihbrunnkessel und der Salzstein. Von der Stube führt eine enge gewundene Stiege in die Kammer, wie man das Schlafgemach heißt, und welches immer oberhalb der Stube ist. In derselben steht das zweischläfrige Ehebett (eine breite Himmelbettstatt), dann zwei Gewandkästen und eine Truhe für die Leinwand und den Flachs. Ein Benedictuspfennig, der, soll er recht wirksam sein, mit einem alten Hufnagel angeschlagen sein muß, die an heilig Dreikönig mit geweihter Kreide geschriebenen Buchstaben † C. † M. † B., eine Wetterkerzen, Palmkätzeln, ein Trudenfuß von geweihtem roten Wachs, irgend ein christlicher Haussegen fehlen in keinem Schlafgemach. Nebenan ist noch eine kleine Kammer, in der steht eine einschläfrige Bettstatt, in welcher eines der größern Kinder schläft. Von dieser Kammer führt eine Tür auf den Soler, einen offenen Gang um einen Teil des obern Hauses, durch das weit vorspringende Dach vor Regen geschützt. Diese Laubengänge gereichen einem Hause ebenso zur Zier wie zum Nutzen. Die Kuchel ist immer zu ebener Erde, klein, aber reinlich, hat gewöhnlich einen Wassergrand, wo möglich mit fließendem Wasser und wenn es der Raum gestattet, auch nebenan eine Speis mit Keller. Ueber der obern Stube ist die Heulage. Neben der Tenne

ist der Stall, die Kornkammer und ein Einlegviertel für das Getreide. Die Zimmer sind im Durchschnitt noch alle getäfelt, sowohl die Decken als die Mauersohlen bis zur Höhe der Fenster. Die Höhe der Zimmer beträgt im untern Stock selten viel über 1,75 m im obern kaum 1,50 m. Nur die Stube ist heizbar, doch geht durch die Decke oberhalb des Ofens ein Schieber in die Schlafkammer zum Einlassen der Wärme. An Wärme fehlt es überhaupt auch bei dem Aermsten nicht. Dagegen herrscht vielmehr den Winter durch eine Hitze zum Braten. Den Landleuten ist aber nie zu warm; auch wird im Winter kein Fenster geöffnet. Hinten am Hause ist das Pfründstübl angebaut zur Wohnung der Eltern, welche dem Sohne oder der Tochter das Gut übergeben haben. Der Eingang des Hauses ist gern auf der Seite gen Mittag. Angemalte Heiligenbilder, vor allen St. Florian und St. Lienhart, wohl auch die Muttergottes von Wessobrunn, finden sich häufig ober der Tür. Neben der Türe befindet sich eine Bank, die heißt man die Sonnenbank; auf ihr rastet man des Sommers am Abend aus und pflegt des Heimgartens. Nächst dieser Bank oder am Eck des Hauses hat der Hund seine Liegerstatt. Vor dem Hause ist der kleine Wurzgarten, darin werden Blumen, Rettig, Rahnen, Salat u. a. gezogen. Jedermann hat die Blumen gern und pflegt deren im Winter so viele in der Stuben Platz haben. Auf dem Dache des Hauses gegen den First zu steht in einem Scherben die Hauswurz (semper vivum tectorum). Sie sichert das Haus vor dem wilden Feuer (dem Blitzstrahl) und wird hoch verehrt.

Das ebenerdige hochgiebelige Haus der bairischen Fläche findet sich in seiner Stilreinheit besonders in den ältern Gebäuden an der untern Amper und Glon. Ursprünglich nur aus Holz und Lehm, wird es jetzt aus Bruch- und Ziegelsteinen gebaut. An vielen Häusern bleiben die Balken sichtbar, ebenso die Verschalung der Giebel, am andern ist das Gebälk innen und außen mit Lehm verstrichen und mit Kalk getüncht. Auch die ältern Flur- und Küchenböden sind mit Lehmerde ausgeschlagen. Das hohe Dach, dessen Flügel oft nahezu an den Boden streift, war an alten Bauten stets von Stroh und hatte keinen Rauchfang. Die größern Höfe haben alle zwei bis drei Firste: ein Wohnhaus mit Roßstall, einen Stadel mit Tenne und Rindviehstall, einen Schupfen mit Schwein-

und Hühnerstall. Dazu kommt noch der Backofen und manchmal ein Austraghäuschen. Jetzt werden diese Gebäude meist von Steinen gebaut und die hohen Dächer mit Ziegelplatten bedeckt. Die meisten Gebäude bestehen nur aus einem Erdgeschoß. An den niedern Türen und kleinen Fenstern werden beliebte Malereien in Rot angebracht. An der Glon fehlt wohl keinem Haus das sogen. „Scheyrerkreuz" ☨ und die Namenschiffer von Bauer und Bäuerin mit der Jahrzahl. Zu der an der Flanke liegenden Haupttüre gelangt man vom „Gräb" aus. Dies ist der nächste, gepflasterte Raum vor derselben. Von da kommt man in den das Geschoß teilenden Gang, den Fletz, der nach hinten mit der Gartentür endet. Bald rechts, bald links ist die Stube, dahinter die Küche und Speis, gegenüber eine Kammer, häufig durch Absperrung und Kochofen in das Austragsstübl verwandelt und noch eine Kammer für allerlei Gerät und Gerümpel, hinter dieser folgt dann der Stall. Im hohen Giebel ist eine oft zwei Kammern, vom Ehepaar und deren Kinder benützt. An der Paar und Ilm findet sich das Bauernhaus in ähnlicher Weise, mit wenig Unterschied auch an der Isar.

In Niederbaiern finden wir ebenfalls häufig den altbairischen Gehöftbau. Zwischen Isar und Inn, im Tal der Vils, der Rott, im Isarrain, an der Innmündung und an der Donau sind die meisten Bauernansiedlungen, besonders alle Einödhöfe Geviertbauten. Auf einer Feldmark von 20—27 ha. steht ein stattlicher Hof, dessen Besitzer Meier heißt. Die gleiche Einrichtung wie sie der oberbairische Meierhof hat, hat auch der niederbairische. Hinter dem Wohnhaus ist auch hier in der sogenannten Adelwiese das Back- und Waschhaus. Die vier Hauptgebäude sind durch hohe Tore verbunden, so daß das Ganze ein streng abgeschlossenes Viereck bildet. Im Hofraum ist Brunnen und Taubenschlag. Das Wohnhaus ist nach uraltem Herkommen ein Holzbau. Der Baustil ist der des Gebirgs, doch das Dach höher. Der Vorsprung desselben deckt die am obern Stock befindliche Galerie, hier Schrot genannt. Das anderswo beliebte Türmchen mit der Meierglocke fehlt. Die Firste im Vilstal ziert oft ein aneinanderstehendes gekreuztes Paar Pferdeköpfe und zwischen ihnen ein Kreuz: Das Zeichen des Christentums zwischen diesen Symbolen altgermanischen Heidentums. An einzelnen Häusern finden wir Haussprüche angeschrieben.

Die Innenseite der Haustüre schmückt ein christlicher Haussegen. Ueber dem Gräd gelangen wir durch die Haustüre in eine breite Flur, den Fletz. Von hier geht eine Treppe in die obern Räume; darunter dient ein Verschlag als Speisekammer. Linker Hand ist der Kuhstall, welchem dies äußerste Ende des Wohnhauses eingeräumt ist; rechter Hand führt eine Türe zur Wohnstube, und eine andere in die Küche. Aus der Stube in den Pferdestall, dem Kuhstall entgegengesetzt. Der Oberstock hat über dem Fletz eine zweite Flur, hier Soler genannt. Von da geht eine Treppe in die obern Dachräume, links vom Soler über dem Viehstall eine kleine Kammer für die Stalldirnen, rechts über der Wohnstube die Großkammer des Hausherrn Schlafgemach; daran stößt über dem Pferdestall eine Schlafkammer für die größern Kinder. Alle übrigen Räume dienen zu Getreideböden. Die Einrichtung der Wohnstube und der Kammern entspricht ziemlich genau der oben schon beschriebenen. Neben den stattlichsten Gehöften sehen wir aber auch die elendesten aus Gebälk und Lehm zusammengeklebten Hütten des Kleinhäuslers. Im kleinen Labertal bestehen alle größern Gehöfte aus zwei oder drei Hauptgebäuden, sind aber selten so stattlich und ganz umplankt und abgeschlossen wie die Bauernhöfe des Dungas, der Rott- und Vilstäler. An einfirstigen Höfen, die alle Räumlichkeiten unter einem Dache halten, bemerkt man häufig die sogenannten „Abseiteln", einen ebenerdigen Anbau, über dem die verlängerte Dachseite einen Dachkammerraum bietet. Im Passauerwald finden wir ebenso wohlunterhaltene, stattliche Höfe als elende Hütten. Die meisten Ansiedlungen sind nur einfache Häuser, die zur Wohnung und zum Wirtschaftsbetrieb dienen. Eigentümliche Bauart ist der Holzbau, in Construktion und Zeichnung dem gebirgsländischen sehr ähnlich. Nicht hoch, mit sehr wenigen und kleinen Fenstern sind die Häuser meist Erdgeschoße. Im Innern des Waldes sind sehr viele Waldhäuser in Stube und Kammer getäfelt, die durch das Brennen der Buchen- und Kienspäne oft mit dichtem Schwarz überzogen sind. Besonders gesund sind diese Wohnungen nicht. Eine alte Wäldlerstube ist mit allem versehen, was sie zum Winteraufenthalt für eine ganze Familie braucht. In der einen Ecke steht der Ofen mit einer Eisenplatte, mit Wasserkessel und Backröhre; es wird den größten Teil des Jahres darauf gekocht; zwischen den

Fenstern vor der Wandbank der Tisch und darüber das Crucifix mit Bildern und Blumensträußen. Die dritte Ecke nimmt das „zwiespännige" Ehebett und die letzte der Webstuhl ein; dazu kommt des öftern noch ein Schweinchen und das Hühnervolk. Nimmt man noch die Kinderschaar, die zur kalten Winterzeit die feuchten, kalten Kammern verlassen, um auf der Ofenbank oder sonstwo ihr Lager aufzuschlagen, dann ist das Bild eines Wäldlerhauses fertig. —

Die Oberpfalz hat zwei Partieen Gebirgsland, östlich den Böhmerwald und westlich den Jura. In beiden Gegenden erinnert das Bauernhaus an das südbairische Gebirgshaus; nur fehlt die Laube. Ersatz bietet eine hübsche hölzerne Freitreppe, die zur erhöhten Hausflur führt, deren durchbrochene Brüstung sich zuweilen die ganze Giebelfronte entlang fortsetzt. Bildet die Langseite die Front, wie das häufig an der hintern Schwarzach vorkömmt, so wird der Rand des weitvorgebauten Daches von freistehenden Balken unterstützt, die unten durch eine Brüstung verbunden sind; was dem Hause zu größerer Zier gereicht. In den Dörfern findet man gewöhnlich Wohnung, Stallung und bisweilen selbst die Tenne unter einem Dach, und unter demselben Fruchtboden und Heulage. Die Aehnlichkeit mit dem südbairischen Hochlandshaus erklärt sich aus der Uebereinstimmung natürlicher Bedingungen: Reichtum an Werkholz, gleichartige Witterungsverhältnisse und ähnlicher Bodengestaltung. Ist aber das oberpfälzische Gebirgshaus minder charakteristisch als das südbairische, so ist der Gegensatz zwischen Gebirg und Ebene auch ein geringerer. In welchem Grade die Bodengestaltung auf den Geschmack der Bewohner einwirke, mag hier kurz erwähnt werden. Jedes Gebirgsvolk hat Sinn für Schönheit, namentlich für plastische Schönheit. Das bewegte Relief seiner Berglandschaft überträgt er auf seinen Hausbau; er unterbricht, wo er kann die Eintönigkeit der geraden Linie. Läßt das Baumaterial Ausladungen, Krönungen, Gesimse u. s. w. nicht zu, so greift er zur Farbe, um Wechsel zu schaffen. Der Jura ist holzarm. Aus Bruchstein und Ziegel baut der Bauer sein Haus und ziert die Wandfläche über der Tür mit Gemälden aus der Heiligenlegende. Das Haus der Ebene dagegen weicht selten von der geraden Linie ab. Die Einförmigkeit der Landschaft überträgt sich auf die Hausform. Es

ist ein niedriger, eingädiger, langgestreckter Bau ohne alles Gesimse, von Ziegel- oder Bruchstein aufgeführt, mit ziemlich steiler Dachung von Ziegelplatten, den Rand der Umfassungsmauer wenig überragend. Wohngelasse und Viehstallung liegen in einer Flucht; zu beiden gehen die Eingangstüren an der Langseite. Alles ist flach und schmucklos. Das coupierte Gebirgsterrain gestattet dem Dorf keine geschlossenen Häusergruppen, deshalb hat das einzelne Haus schon Räume für Ausladungen; das Dorf der Ebene gibt eine zusammenhängende Häuserfronte. — Das flache Land hat wenig Einzelhöfe. Je hügeliger das Terrain, desto häufiger kommen sie vor; das Bergland hat am meisten. Die Einöde hier ist der eigentliche, große, mehrfirstige Bauernhof, während im Dorfe die Kleinbauern und Gütler sitzen, deren ganzes Anwesen meist ein Dachstuhl deckt. Die Einöde ist gleichsam eine Holzburg. Die Gebäulichkeiten bilden ein unregelmäßiges Gevierte. Die schmälere Eingangsseite verschließt eine hohe Bretterwand. Ein schmales Mauerpförtlein führt in den Burgfrieden. Das Einzelgehöfte der Ebene unterscheidet sich durch den Mangel aller Symmetrie und durch seine offene Lage.

Was die innere Einrichtung anlangt, so kennt der Oberpfälzer die „gute" Kammer nicht. Ein paar spärlich eingerichtete Extragelasse hat höchstens der stattliche Hof. Sonst gewöhnlich birgt die Truhe, die in einem Winkel des Dachbodens steht, das gute Gewand und die wenigen Kostbarkeiten. Kündet schon die Beschränktheit des Raumes die Dürftigkeit, so noch mehr das Hausgeräte, das auf den dringendsten Bedarf beschränkt ist. Der Tisch von Fichtenholz, etliche Holzstühle und ein Wandkästlein genügen. Der Kleiderschrank mit seinem geringen Vorrat an Linnenzeug steht in der Schlafstube. Der gelbe Kachelofen mit offnem Wasserkessel ist von den in Fußboden und Decke eingelassenen Aselstangen*) umstellt, die eine Art Vergitterung bilden. Darauf werden die Schlaißen**) (Späne) gedörrt, die allabendlich die Stelle der Kerzen und des Oellichts vertreten müssen. Die Ofenbank gehört zu den niet- und nagelfesten Mobilien. Nach Bilderschmuck hat der protestantische Bauer kein Verlangen, der katholische, an Wand und Gewand das Farbige und Bunte liebend, hängt in die Umgebung

*) Schmeller I, S. 155.

**) Schmeller II, S. 534.

des hölzernen Crucifixes einige Heiligenbilder. Hinterm Ofen zeigt die Schwarzwälder-Uhr die Flucht der Zeit. Folge vorherrschender Verarmung und einer gewissen Entmutigung, wie sie unergiebige Arbeit stets erzeugt, ist Schmutz und Verlotterung; doch zeigen einzelne Bezirke mehr Sauberkeit und Nettigkeit. —

Wir haben im Vorausgehenden ganz besonders der Einzelhöfe gedacht. Der Besitz eines solchen ist der Bauern höchstes Vorbild. Nicht ohne Grund sagen sie: Vor einer Ainet (Einöd) soll man den Hut herabtun. Wen gemahnt die Schildernng der Einöden nicht an das, was Tacitus in seiner Germania sagt: „Daß kein germanisches Volk in Städten wohnt, daß sie aneinandergebaute Wohnungen selbst nicht dulden, ist zur Genüge bekannt; abgesondert in verschiedener Richtung siedelt sich jeder an, wo ihm ein Bach, ein Feld, ein Hain zusagt. Dörfer bauen sie, doch nicht nach unserer Weise mittelst verbundener, zusammenhängender Gebäude, jeder umgibt sein Haus mit einem Raum zum Schutz gegen Feuersgefahr oder aus Unwissenheit in der Baukunst. Auch Bruchstein und Ziegel sind außer Gebrauch; Holz muß zu allem dienen. Einzelne Stellen werden mit Erdarten bestrichen, so rein und glänzend, daß sie der Farbmalerei gleicht.“*)

Nur einige Worte über den Häuserbau in Märkten und Städten Altbaierns. Den Markt unterscheidet man vom Dorf durch die geschlossene Häusergruppierung. Seine Peripherie löst sich in der Regel auf in zerstreute Gruppen ächter Bauernhäuser, deshalb der Markt der Uebergang vom Dorf zur Stadt. Bildet beim Bauernhaus die Längenansicht ebenso eine Schauseite wie die Giebelfronte, so bietet beim geschlossenen Straßenbau nur die Giebelseite sich zur Schau. Die Galerie schrumpft zusammen zum Balkon. Vorherrschend ist Steinbau. Die fehlende Holzornamentik ersetzt die blendende Farbe der Tünche und Frescomalerei, so in Tölz, Mittenwald, Wolfratshausen 2c. Die Märkte und kleinen Städte der Hochfläche ahmen die Bauart der nächstliegenden größern Städte nach. Zunächst ist die Altstadt Münchens entscheidend,

*) Tacitus Germania, Erlangen 1850. Vergleiche damit, was Gustav Freitag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit im 1. Kapitel des I. Bandes sagt.

nicht minder Augsburg, Landshut und Passau. Märkte und Städte den Inn abwärts bis Passau zeigen mit den Schauseiten ihrer Hauptstraßen italienischen Einfluß. München unterscheidet sich von Augsburg, Nürnberg und Regensburg dadurch, daß es keine abgeschlossene Epoche darstellt, sondern fort und fort sich als eine werdende Stadt auch architektonisch entwickelt. In der Oberpfalz sind die größern Städte Vorbilder für einzelne, topisch und auch confessionell abgegränzte Gruppen. Neumarkt ist für das Gebiet zwischen schwäbischer Rezat und Lauterach maßgebend. Die geradlinige Hauptzeile mit dem Marktplatz, schmale, winklige Quergassen, hochfirstige, zwei- und dreistöckige Bürgerhäuser mit vorwiegender Giebelfronte, hie und da ein Erker, auch hübsches Maßwerk in den Rathausfenstern — das ist Neumarkt mit seinen Schwesterstädten. Amberg ist maßgebend für die Städtchen an der Vils und Naab; es hat keinen specifischen Stilcharakter. Im Volksmunde heißt die Gegend, in deren Mitte Amberg liegt, das „Holzschlegelland", weil der oberpfälzische Kernländer mehr derbes Zeug in seiner Manier habe. So etwas glaubt man auch der baulichen Physiognomie Ambergs absehen zu können.

Das paritätische Sulzbach hat architektonisch etwas feinere Züge. Das malerische Städtchen ist nach zwei Richtungen Vorbild, als Bergstadt mit bewegtem, unregelmäßigen Grundplan und als lutherische Stadt für die sogenannte Hinterpfalz, wo die puritanische Nüchternheit des Protestantismus seine Spitze erreicht. Cham gilt als Mutterform für das östliche Bergland. Grundplan und Relief gleich lebendig und bewegt, malerisch schön, zeigt es den Sinn des Volkes für Schönheit. In der Bauweise der Landstädtchen spiegelt sich die Gestaltung der Landschaft ab.

Regensburg bietet in seinen großen Zügen den Charakter des tiefsten Mittelalters, selbst der vorgothischen Zeit. Die Baureste seiner Geschlechterherren überragen in ihrer architektonischen Bedeutung die Bauwerke nachgefolgter Zeit. Jene festungsähnlichen Patricierburgen mit ihren gewaltigen Türmen, ein Dollingerhaus, Grieb, das Goliathhaus u. a. tragen die deutlichsten Kennzeichen ältester Gothik. Ist auch bei den meisten an der Façade die Gothik

verwischt, so ist sie um so mehr erkennbar an den Einfahrten mit schmuckem Rippengewölbe, den Treppenhäusern, Corridors, Erkern, innern Gelassen und an der Seite, die dem Hof zugekehrt ist.

Sagen.*)

Der vorige Abschnitt stellt des Altbaiern Heim dar. Wie wert ihm seine Heimat ist, mag folgender Ausspruch beweisen: „Dehaəmt is dehaəmt und wer bleibn kà der blei', d'Haəmət is, glaubt me's gwis, de zwaət Muədə' lei'.“**) An diese Haəmət halten ihn aber nicht allein Vater und Mutter, Freunde und Bekannte, sondern auch Haus und Hof, Feld und Wald und nicht zum mindesten die Geister der Sage, die geheimnisvoll aber innig die Fäden spinnen, mit denen sie den einzelnen festhalten am väterlichen Herd. Drum ist auch die Sage ethnographisch hochwichtig. Sie spiegelt die Individualität eines Volkes mit größtmöglicher Treue ab. „Auf keinem Gebiete, selbst das sprachliche nicht ausgenommen, tritt die deutsche Volkstümlichkeit des bairischen Stammes schärfer hervor als auf dem der Sage.“ Die angeführten Werke bezeugen den Reichtum deutscher, resp. bairischer Sagen. Was wir hier im Auszug bringen, kann allerdings nicht vollbefriedigen, soll es auch nicht, soll vielmehr anreizen, daß von jedermann wieder gesucht werden die Schätze, die Genuß und Freude gewähren und um so mehr gewähren, je tiefer man darin forscht. Denn sie führen zurück in das Dämmer grauer Vorzeit,

*) Brüder Grimm, Deutsche Sagen. 2 Bände, Berlin 1816.—Fr. Panzer, Bairische Sagen und Bräuche, München 1848 u. 1855. — v. Leoprechting, Aus dem Lechrain, München 1855. — Ludwig Steub, Aus dem bairischen Hochland, München 1850. — A. Schöppner, Sagenbuch der bairischen Lande, München 1866. — L. Bechstein, Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853. — Fr. Schönwerth, drei Bücher Sitten und Sagen aus der Oberpfalz, Augsburg, 1857—1859. — v. Alpenburg, Tirols Mythen und Sagen, Zürich 1857. — Bavaria, Landes- und Volkskunde Baierns, München 1860. — Schmeller, Bairisches Wörterbuch, München 1872.

**) Schmeller, Bairisches Wörterbuch, I. Sp. 1108.

hinein in die Götterburg und zum Weltenbaum, der Esche Yggdrasil. Doch davon am Schluße dieses Abschnittes ein mehreres.

1. Abkunft der Baiern.

Grimm, deutsche Sagen, II S. 71.

Das Geschlecht der Baiern soll aus Armenien eingewandert sein, in welchem Noah aus dem Schiffe landete, als ihm die Taube den grünen Zweig gebracht hatte. In ihrem Wappen führen sie noch die Arche auf dem Berg Ararat. Gegen Indien hin sollen noch deutschredende Völker wohnen. Die Baiern waren je streitbar und tapfer, und schmiedeten solche Schwerter, daß keine andere besser bissen.

2. Sage von Adelger zu Baiern.

Grimm. II S. 192 und Schöppner II S. 344.

Zur Zeit Kaisers Severus war in Baiern ein Herzog, Namens Adelger, der stand im großen Lob, und wollte sich nicht vor den Römern demütigen. Da es nun dem Könige zu Ohren kam, daß niemand im ganzen Reiche ihm die gebührliche Ehre weigerte, außer Herzog Adelger, so sandte er Boten nach Baiern und ließ ihn nach Rom entbieten. Adelger hatte nun einen getreuen Mann, den er in allen Dingen um Rat fragte; den rief er zu sich in sein Gemach und sprach: ich bin ungemut, denn die Römer haben nach mir gesendet und mein Herz stehet nicht dahin; sie sind ein böses Geschlecht, und werden mir Böses antun; gern möchte ich dieser Fahrt entübrigt sein, rate mir dazu, du hast kluge Gedanken. Der alte Ratgebe antwortete: gerne rate ich dir alles, was zu deinen Ehren stehet; willst du mir folgen, so besende deine Mannen und heiß sie sich kleiden in das beste Gewand, das im Lande gefunden wird; fahr mit ihnen furchtlos nach Rom, und sei ihm alles Rechtes bereit. Denn du bist nicht stark genug, um wider das römische Reich zu fechten; verlangt der König aber über sein Recht hinaus, so kanns ihm übel ausschlagen. — Herzog Adelger berief seine Mannen und zog an des Königs Hof nach Rom, wo er übel empfangen wurde.

Zornig sprach der König ihm entgegen: Du hast mir viel Leides getan, das sollst du heute mit deinem Leben gelten! „Dein Bote — antwortete Adelger — hat mich zu Recht und Urteil hierher geleitet; was alle Römer sprechen, dem will ich mich unterwerfen, und hoffen auf deine Gnade.“ Von Gnade weiß ich nichts mehr — sagte der König — das Haupt soll man dir abschlagen, und dein Reich einen andern Herrn haben. — Als die Römer den Zorn des Königs sahen, legten sie sich dazwischen und erlangten, daß dem Herzog Leib und Leben geschenkt wurde. Darauf pflogen sie Rat und schnitten ihm sein Gewand ab, daß es ihm nur zu den Knien reichte, und schnitten ihm das Haar vornen aus; damit gedachten sie den edlen Helden zu entehren. — Adelger aber ging hart ergrimmt in seine Herberge. Alle seine Mannen trauerten; doch der alte Ratgebe sprach: Herr, Gott erhalte dich! Laß nur dein Trauern sein und tu nach meinem Rat, so soll alles zu deinen Ehren ausgehen. — „Dein Rat — sagte Adelger — hat mich hierher gebracht; magst du nun mit guten Sinnen meine Sache herstellen, so will ich dich desto werter halten! kann ich aber meine Ehre nicht gewinnen, so komm ich nimmermehr heim nach Baierland.“ Der Alte sprach: Herr, nun heiß mir tun, wie dir geschehen ist, und besende alle deine Mannen, und leih und gib ihnen, daß sie sich allesammt bescheeren lassen; damit rette ich dir alle deine Ehre. Da forderte der Herzog jeden Mann sonders vor sich, und sagte: wer mir in dieser Not beisteht, dem will ich leihen und geben; wer mich lieb hat, der lasse sich scheeren, wie mir geschehen ist. Ja — sprachen alle seine Leute — sie wären ihm treu bis in den Tod und wollten alles erfüllen. Zur Stunde beschoren sich alle, die mit ihm ausgekommen waren, Haar und Gewand, daß es nur bis an die Knie reichte; die Helden waren lang gewachsen und herrlich geschaffen, tugendreich und lobesam, daß es jeden Wunder nahm, der sie sah, so vermessentlich war ihre Geberde. — Früh den andern Tag ging Adelger mit allen seinen Mannen zu des Königs Hof. Als sie der König ansah, sagte er in halbem Zorn: rede, lieber Mann, wer hat dir diesen Rat gegeben? „Ich führte mit mir einen treuen Dienstmann — sprach Herzog Adelger — der mir schon viele Treue erwiesen, der ist es gewesen; auch ist unserer Baiern Gewohnheit daheim: „was einem zu Leide geschieht, das

müssen wir allesamt dulden", so tragen wir uns nun einer wie der andere, arm oder reich, und das ist unsere Sitte so." Der König von Rom sprach: gib mir jenen alten Dienstmann, ich will ihn an meinem Hofe halten, wenn du hinnen scheidest; damit sollst du alle meine Gnade gewinnen. — So ungern es auch der Herzog täte, konnte er doch dieser Bitte nicht ausweichen, sondern nahm den treuen Ratgeben bei der Hand und befahl ihn in die Gewalt des Königs. Darauf nahm er Urlaub und schied heim in sein Vaterland; voraus aber sandte er Boten, und befahl allen seinen Untertanen, die Lehnrecht oder Ritternamen haben wollten: daß sie sich das Haar vornen aus-, und das Gewand abschnitten, und wer es nicht täte, daß er die rechte Hand verloren hätte. Als es nun auskam, daß sich die Baiern so beschoren, da beliebte der Gebrauch hernach allen in deutschen Landen. — Es stund aber nicht lange an, so war die Freundschaft zwischen dem römischen König und dem Herzog wieder zergangen, und Adelgern ward von neuem entboten: nach Rom zu ziehen, bei Leib und Leben, der König wollte mit ihm Rede haben. Adelger, ungemut über dieses Ansinnen, sandte heimlich einen Boten nach Wälschland zu seinem alten Dienstmann, den sollte er bei seinen Treuen mahnen: ihm des Königs Willen, weshalb er ihn nach Hof rief, zu offenbaren, und zu raten, ob er kommen oder bleiben sollte? Der alte Mann sprach aber zu Adelgers Boten: es ist nicht recht, daß du zu mir fährst; hiebevor, da ich des Herzogen war, riet ich ihm ja das Beste; er gab mich dem Könige hin, daran warb er übel; denn verriet ich nun das Reich, so täte ich als ein Treuloser. Doch will ich dem König am Hof ein Beispiel erzählen, das magst du wohl in Acht behalten und deinem Herrn hinterbringen; frommt es ihm, so steht es gut um seine Ehre. — Früh des andern Morgens, als der ganze Hof versammelt war, trat der Alte vor den König und bat sich aus, daß er ein Beispiel erzählen dürfte. Der König sagte, daß er ihn gerne hören würde und der alte Ratgebe begann: Vor Zeiten, wie mir mein Vater erzählte, lebte hier ein Mann, der mit großem Fleiße seines Gartens wartete und viel gute Kräuter und Würze darin zog. Dies wurde ein Hirsch gewahr, er schlich sich nachts in den Garten und zerfraß und verwüstete die Kräuter des Mannes, daß alles niederlag. Das trieb

er manchen Tag lang, bis ihn der Gärtner erwischte und seinen Schaden rächen wollte. Doch war ihm der Hirsch zu schnell, der Mann schlug ihm blos das eine Ohr ab. Als der Hirsch dennoch nicht von dem Garten ließ, betrat ihn der Mann von neuem und schlug ihm halb den Schwanz ab; das trag dir, sagte er, zum Wahrzeichen! schmerzt's dich, so kommst du nicht wieder. Bald aber heilten dem Hirsch die Wunden, er strich seine alten Schliche und äßte dem Mann Kraut und Wurzeln ab, bis daß dieser den Garten listig mit Netzen umstellen ließ. Wie nun der Hirsch entfliehen wollte, ward er gefangen; der Gärtner stieß ihm seinen Spieß in den Leib und sagte: nun wird dir das Süße sauer und du bezahlst mir teuer meine Kräuter. Darauf nahm er den Hirsch und zerwirkte ihn, wie es sich gehörte. Ein schlauer Fuchs lag still neben einer Furche; als der Mann wegging, schlich der Fuchs hinzu und raubte das Herz vom Hirsch. Wie nun der Gärtner vergnügt über seine Jagd zurückkam und das Wild holen wollte, fand er kein Herz dabei, schlug die Hände zusammen und erzählte zu Haus seiner Frau das große Wunder von dem Hirsch, den er erlegt habe, der groß und stark gewesen, aber kein Herz im Leibe gehabt. Das hätte ich zuvor sagen wollen, antwortete des Gärtners Weib; denn als der Hirsch Ohr und Schwanz verlor, hätte er ein Herz gehabt, so wär er nimmer in den Garten wieder gekommen. — All diese kluge Rede war Adelgers Boten zu nichts nütze, denn er vernahm sie einfältig und kehrte mit Zorn gen Baierland. Als er den Herzogen fand, sprach er: „ich habe viel Arbeit erlitten und nichts damit erworben; was sollte ich da zu Rom tun? der alte Ratgebe entbietet dir nichts zurück, als ein Beispiel, das er dem König erzählte, das hieß er mich dir hinterbringen. Daß er ein übel Jahr möge haben!“ — Als Adelger das Beispiel vernahm, berief er schnell seine Mannen. Dies Beispiel — sagte er — will ich euch, ihr Helden, wohl bescheiden. Die Römer wollen mit Netzen meinen Leib umgarnen; wißt aber, daß sie mich zu Rom in ihrem Garten nimmer berücken sollen. Wäre aber, daß sie mich selber in Baiern heimsuchten, so wird ihnen der Leib durchbohrt, wo ich anders ein Herz habe und meine lieben Leute mir helfen wollen. — Da man nun am römischen Hof erfuhr, daß Adelger nicht nach Rom gehen wollte, sagte der König: so wolle er sehen, in welchem

Lande der Herzog wohne. Das Heer wurde versammelt und brach dreißig tausend wohl bewaffneter Knechte stark, schnell nach Baiern auf; erst zogen sie vor Bern, dann ritten sie vor Triental. Adelger mit tugendlichem Mute sammelte all seine Leute, Freunde und Verwandte; bei dem Wasser, heißet Inn, stießen sie zusammen, der Herzog trat auf eine Anhöhe und redete zu ihnen: wohlan ihr Helden unverzagt! jetzt sollt ihr nicht vergessen, sondern leisten, was ihr mir gelobt habt. Man tut mir groß Unrecht. Zu Rom wurde ich gerichtet und hielt meine Strafe aus, als mich der König schändete an Haar und Gewand; damit gewann ich Verzeihung. Nun sucht er mich ohne Schuld heim; läge der Mann im Streite todt, so wäre die Not gering. Aber sie werfen uns in den Kerker und quälen unsern Leib, höhnen unsere Weiber, tödten unsere Kinder, stiften Raub und Brand; nimmermehr hinfüro gewinnt Baiern die Tugend und Ehre, deren es unter mir gewohnt war; um so mehr, ihr Helden, wehret beides, Leib und Land. — Alle reckten ihre Hände auf und schwuren: wer heute entrinne, solle nimmerdar auf bairischer Erde weder Eigen noch Lehen haben. — Herzog Adelger selbst leitete sein Heer gen Brixen an das Feld, da schlugen sie ihr Lager auf; das ersahen die Wartmänner der Römer, die richteten ihre Fahne auf und zogen den Baiern entgegen. Da fielen viele Degen und brach mancher Eschenhaft! Volkwin stach den Fähnrich des Königs, daß ihm der Spieß durch den Leib drang: Diesen Zins — rief der vermessene Held — bringe deinem Herrn und sage ihm. als er meinen Herrn schändete an Haar und Gewand, das ist jetzt dahin gekommen, daß er's ihm wohl vergelten mag. Volkwin zuckte die Fahne wieder auf, nahm das Roß mit den Sporen und durchbrach den Römern die Schaar. Von keiner Seite wollten sie weichen und viel frommer Helden sank zu Boden; der Streit währte den sommerlangen Tag. Die grünen Fahnen der Römer wurden blutfärbig, ihre leichte Schaar trof von Blut. Da mochte man kühne Jünglinge schwer verhauen sehen, Mann fiel auf Mann, das Blut rann über eine Meile. Da mochte man hören schreien nichts als Ach und Weh! Die kühnen Helden schlugen einander, sie wollten nicht von der Walstätte kehren, weder wegen des Todes, noch wegen irgend einer Not; sie wollten ihre Herrn nicht verlassen, sondern sie mit Ehren dannen bringen; das ward

ihr aller Ende. — Der Tag begann sich zu neigen, da wankten die Römer. Volkwin, der Fähnrich, dies gewahrend, kehrte seine Fahne wider den König der Römer; auf ihn drangen die mutigen Baiern mit ihren scharfen Schwertern und sangen das Kriegslied. Da vermochten die Wälschen weder zu fliehen noch zu fechten. Severus sah, daß die Seinen erschlagen oder verwundet lagen und die Walstätte nicht behaupten konnten. Das Schwert warf er aus der Hand und rief: Rom, dich hat Baiern in Schmach gebracht, nun acht ich mein Leben nicht länger! Da erschlug Volkwin den König; als der König erschlagen war, stellte Herzog Adelger seinen Schaft in die Erde neben dem Haselbrunnen: Dies Land hab ich gewonnen den Baiern zu Ehre; die Mark diene ihnen immerdar!

3. Wie Karl der Große geboren ward auf der Reismühle am Würmsee.

Schöppner Nr. 22.

Pipin wohnte eine Zeit lang auf der Burg Weihenstephan bei Freising. Nun gedachte er sich zu vermählen und schickte seinen Hofmeister, einen bösen Ritter, die Braut abzuholen. Da wurde der und sein ruchloses Weib mit einander eins, die fremde Prinzessin zu tödten und statt derselben ihre eigene Tochter unterzuschieben, die jener sehr ähnlich sah. Der Hofmeister führte die fremde Königstochter von ihres Vaters Hof im prächtigen Zuge fort. Der Abschied war unendlich traurig, als hätte die Aermste geahnt, welch' Unglück ihrer warte. Nach dem letzten Nachtlager vor Weihenstephan nahm der Hofmeister einen starken Umweg in die tiefe Wildnis zwischen dem Würm- und Ammersee. Dort harrte seiner verborgen Weib und Tochter. Er nahm bei der Nacht der Prinzessin königliche Gewänder und ihren Fingerring, legte ihr dafür seiner Tochter Anzug vor ihr Lager und befahl zweien seiner treuesten Knechte, wie er in aller Stille abgezogen sei, die Königstochter ungestüm aufzuwecken mit dem Begehren, sie sollte ihnen ohne Widerrede folgen. Das tat sie, obgleich mit großem Schrecken. Ihr geliebtes Hündlein folgte ihr. Auch vergaß sie nicht ihr Werkzeug und Gold und Seide, denn sie konnte gar herrlich wirken. — Als

*) Vergl. P. Beda Stubenvoll, Kaiser Karl der Große. Ein Vortrag. München 1878.

sie nun mitten im finstersten Dickicht waren, sagten ihr die Knechte, sie hätten geschworen, sie zu tödten, ließen sich aber doch erbarmen an so viel Schönheit und Jugend, und brachten als Wahrzeichen, daß sie getan, was ihnen befohlen, dem bösen Hofmeister ihr blutiges Oberkleid und ihres Hündleins Zunge. Der war dessen froh und die Hochzeit seiner Tochter mit Pipin wurde vollzogen. Die arme Königstochter in der Wildnis trieb aber der Hunger wieder zu den Leuten. Ein häßlicher Köhler, dessen sie anfangs gar sehr erschrack, weil sie ihn für den leibhaften bösen Feind hielt, der ihrer Seele nachstelle, führte sie zum Müller in der Reismühle bei dem alten Heidenorte Gauting. Dem Müller war nun des edlen Königs Tochter eine Magd, nur sagte sie nicht, wer sie sei und was mit ihr geschehen. Sie machte wunderschönes Kunstwerk in Gold und Seide, das trug der Müller auf ihr Bitten gen Augsburg und verkaufte es dort fränkischen Handelsleuten. So schwanden Jahre und Tage dahin. Da verirrte sich einst Pipin in dem weiten Wald mit seinem Knecht, seinem Arzt und seinem Sterndeuter. Der Abend brach herein. Von den Hörnern der Gefährten hatten sie schon seit vielen Stunden keines mehr erschallen gehört. Der Knecht war auf eine Tanne gestiegen und sah ganz in der Nähe Rauch. Sie ritten rasch darauf los und fanden den Köhler und verlangten zu essen. Er konnte ihnen nichts geben, denn er hatte selbst nichts, aber er führte sie auf die Reismühle gen Gauting, da erquickten sie sich. Der Sterndeuter trat vor die Hütte und blickte an den Himmel und kam hocherstannt wieder herein und sprach zu Pipin: „Herr! ihr sollt diese Nacht von Eurer Hausfrau einen Sohn gewinnen, vor dem die Christenkönige und die Heidenkönige sich neigen.“ Da sprach Pipin: „Wie kann das sein? Es ist halb Mitternacht und noch weit auf Weihenstephan.“ Der Sterndeuter ging noch einmal hinaus und sprach: „Dennoch ist es so, Ihr werdet bei der sein, die Euere Hausfrau ist und schon lange war.“ Da stürmte Pipin auf den Müller, er solle sagen, ob nicht jene Frau bei ihm verborgen. Der König hätte ihn getödtet, als er gestand, es sei wohl schon sieben Jahre eine engelschöne Jungfrau bei ihm, die keines Menschen Auge gesehen. Da mußte die Jungfrau herfürgehen und Pipin schmeichelte ihr: „es stehe in den Sternen, sie sei sein ehelich Weib.“ Da war zwischen ihnen viel Frage und

Antwort, obgleich die Jungfrau ihr Geschick lange nicht offenbaren wollte, wegen des schweren Eides, bis der König ihr erklärte, er sei durch Todesfurcht erzwungen und ungültig. Die edle Bertha zeigte ihm nun seinen eigenen Brautring, den er ihr durch den verrätherischen Hofmeister gesendet und Pipin war außer sich vor Freude, gebot den Seinigen Schweigen, so lieb ihnen ihr Leben sei, nahm zärtlichen Urlaub und erreichte des Abends noch die Burg, die jetztund Päl heißt und kam des andern Tags gen Weihenstephan. Dort erzwang er das Geständnis der Knechte, die Bertha verschont, ließ seine Weisesten rufen, den Hofmeister dazu, erzählte seine Falschheit und Missetat, als wäre sie einem andern geschehen, fragte darauf mit schrecklichem Blick und Ton den Hofmeister: „Was gebührt einem für solche Missetat?“ Blaß und zitternd sprach dieser: „Ich will kein Urteil fällen über mich selbst.“ Da verdammte ihn der gemeine Rat zum schmählichen Tode. Die Hofmeisterin, die den verdammlichen Rat gegeben, ward eingemauert und ihre Tochter, die unterschobene Königin, in einem besondern Gemach verwahrt, doch starb sie bald aus Gram. — Wie Pipin heimkam aus dem langen Feldzug wider die Sachsen, eilte er auf die Reismühle am Würmsee. Der Müller trat ihm entgegen und reichte ihm einen Pfeil zum Wahrzeichen, in der Mühle sei ihm ein Sohn geboren von der schönen Bertha. Das war der große Karl. — Pipin führte seine Fürsten und Ritter zu seiner Frau, zeigte ihnen ihr armes Kämmerlein und ihr Lager von weichem Moos und zog dann mit ihr ab unter lautem Schall und Ruf und Waffenklang auf Weihenstephan zuerst und dann nach Frankreich, wo sie als Königin des Landes gegrüßt und ihr schöner Karl getauft wurde.

4. Friedrich der Rotbart im Untersberg.*)

Schöppner Nr. 4.

Die Marmorgewölbe des Untersberges umschließen den gebannten Kaiser Friedrich, sein Hoflager und seine Heerschaaren; in langen Zügen wallen die vertriebenen Mönche durch Erdklüfte unter Seen und Flüssen nach den benachbarten Kirchen und feiern in

*) Vergl. damit Nr. 2, wo ein Gleiches von Karl dem Großen erzählt wird.

St. Bartholomä, in Gredig, im Münster Berchtesgadens und im hohen Dom der Hauptstadt zur Mitternachtsstunde unter Glockenklang und Orgelton den Gottesdienst. Kriegerische Musik und Waffengeklirr schallt, besonders bei nahendem Kriege aus des Berges Höhlen; wilde Ritter und Knappen durchstürmen, dem Landvolk zum Schrecken und sich zur Pein, auf feurigen Rossen, in glühenden Panzern, mit sprühenden Waffen, die benachbarten Gefilde. Sie eilen mit scheidender Nacht wieder in den Berg zurück, dessen eherne Pforte zwischen den eingestürzten Felsklüften beim Hallturm hinter den Trümmern der Burg Planen dem Wanderer nur selten und augenblicklich sichtbar wird. Hier harren diese Gebannten unter Gebet und guten Werken ihrer Erlösung und jenes furchtbaren Tages, da Unglauben und Gewalt den höchsten Grad erreichen und die Völker sich wie im Wirbelwind an einander drängen werden, um auf der weiten Ebene von Wals die Völkerschlacht zu schlagen, in der Kaiser Friedrich mit seinen Heeren der guten Sache den Sieg erringt.

5. Der Staufen bei Reichenhall.

Panzer I, S. 11.

In dem Staufen, dem Falkenstein gegenüber, ist eine teils von Natur, teils durch Kunst gebildete Felsenhöhle, welche man das Frauenloch heißt. Am Fuße des Staufen, nahe bei dem Frauenloch, fließt der Lettenbach, welcher in dem Nagelloch entspringt, sich mit der Schwarzachen bei dem Nagel vereiniget und dann Weißbach heißt. In dem Frauenloch wohnten in frühesten Zeiten drei Frauen, wilde Frauen genannt. Die Leute in dem Tale sahen öfter die aufgehängte schöne Wäsche am Frauenloch und sagten dann: jetzt wird es schönes Wetter, die wilden Frauen haben ihre Wäsche aufgehängt! Eine der wilden Frauen war halb schwarz und halb weiß; die beiden andern waren weiß. Vor der Höhle saß ein schwarzer Hund mit glühenden Augen. In derselben ist ein großer Schatz verborgen. Auch hörte man früher das Krähen des Hahns aus dem Frauenloch. Wurde in den nächstgelegenen Dörfern ein Kind geboren, so kamen die wilden Frauen in das Haus und sangen; solchen Kindern prophezeite man Glück. Bei Hochzeiten,

wenn die Braut aus dem Hause der Eltern ging, wurde der Gesang der wilden Frauen gehört; dieses geschah aber nur bei Leuten, welche sie auszeichnen wollten. Als vor Zeiten der Bäcker von Hausmainig eine Frau von ausgezeichneter Schönheit heiratete, kamen die wilden Frauen zur Hochzeit. — Der Falkensee liegt unter dem Frauenloch. In frühesten Zeiten sahen die Leute öfter nachts ein schwarzes Roß von dem Falkensee bis zur gemauerten Brücke über den Lettenbach langsam gehend, aber auf dem Rückweg von dieser Brücke nach dem Falkensee immer im schnellen Lauf.

6. Das wilde Gejäg.

v. Leoprechting, Lechrain S. 35.

Das wilde Gejäg fährt in der Adventzeit alle Nacht aus, sonderlich aber in den zwölf Nächten vom heiligen Weihnachtsabend bis heil. drei König, inner deren Zeit wütet es am ärgsten. Es gibt viel sonderbare Orte, wo es länger verweilt, und wo man es deutlich vernehmen kann. Dies sind aber immer enterische*) Plätze, verwunschene Hölzer, dem Teufel verschriebene Gräben und Schluchten, Wegscheiden, die kreuzweis gehen, weitgedehnte einsame Möser und Filze u. dergl. mehr. In solchen Nächten, wo das wilde Gejäg auszieht, werden auch alle Geister, so in Hunde verwandelt worden, und deren es eine bedeutende Anzahl gibt, wach, und laufen auf den ihnen begränzten Orten wild hin und her, bellen auch laut und wie wütend, was sonst selten der Fall. Mit dem wilden Gejäg zieht auch eine große Anzahl von Hunden und von Nachtvögeln, deren Gebell und Gekrächz schauerlich zu vernehmen. Zwischen Lengenfeld und Stoffen liegt eine wilde weite Oedung auf einer hohen Ebnet, darüber zieht das wilde Gejäg am wütendsten, verweilt am längsten. Darüber hin ging vor geraumer Zeit ein Mann aus Hoffstetten, es dunkelte bereits, da vernahm er aus der Weite ein Heulen und Sausen, als wollte sich ein furchtbarer Sturm erheben. Wie er da stillstand und sich umsah, kam mittlerweile das wilde Gejäg ob seiner in den Lüften daher, und als er verstarrt vor Schrecken vergaß sich auf den Boden zu werfen, hob es ihn

*) Schmeller I S. 103, so viel als nicht geheuer, nicht just.

leicht auf ab der Erden und riß ihn im Zuge mit dahin. Sechs lange Wochen war der Mann der Erde entrückt, kein Mensch wußte, wohin er gekommen und die Seinigen waren in Kümmernis um ihn als einen Todten. Da auf einmal kam er zurück, er wußte selbst nit wie und wo, und war ganz tamisch in seinem Sinn. Es schwindelte ihm allweg, wenn er nur daran dachte und allen, die davon hörten, geschwindelte es mit. Der Mann lebt noch, verhält sich aber stets geruhig und still, hat zu nichts mehr weder Freud noch Leid, hat nur noch ein Kuchelleben.

7. Ein Lästerer.

v. Leoprechting, Lechrain S. 63.

War in Wallershausen ein Bauernknecht, Mathies mit Namen, der war ein arger Lästerer; er hatte nebenbei auch alle Tage seinen Suff. Es war nun gerade am Jackelstag, wo die Bauernburschen im Unterlande zwei Feiertage hintereinander halten, und der Mathies war wieder ausgelassener denn je. Wie man nun den englischen Gruß läutete, und der Wirt im Wirtshaus vorbetete, trieb derselbe unter dem Gebete allerhand Spöttereien. Als ihm nun der Wirt zornig zurief, du versoffener Lump kannst du nit auch beten, stund er auf und schrie so arg er konnte: und der Teufel ist Herr geworden und hat den Engel über die Stiegen hinuntergeworfen — doch konnte er das letzte Wort nimmer ganz aussagen, denn er hatte sich so in seine Zunge gebissen, daß er mit dem Kopf auf den Tisch hinfiel und arg zu bluten anhub. Als man ihn vom Tisch aufriegelte, sah man, daß die Zunge die Hälfte aus dem Mund heraushing und großmächtig aufgeschwollen war. Fünf Tage und fünf Nächte lag er so da, die Zunge brachte kein Mensch mehr hinein, und der Körper wurde ganz schwarz, daß allen im Wirtshaus ganz grausig ward. In der fünften Nacht starb er jämmerlich, allen Lästerern zur Verwarnung.

8. Diez Schwinburg.

Grimm II S. 203. Vergleiche Schöppner I S. 75.

Kaiser Ludwig der Baier ließ im Jahr 1337 den Landfriedensbrecher Diez Schwinburg mit seinen vier Knechten gefangen in

München einbringen und zum Schwert verurteilen. Da bat Diez die Richter, sie möchten ihn und seine Knechte an eine Zeil, jeden acht Schuhe von einander stellen und mit ihm die Enthauptung anfangen; dann wolle er aufstehen und vor den Knechten vorbei laufen, und vor so vielen er vorbei gelaufen, denen möchte das Leben begnadigt sein. Als ihm dieses die Richter spottweise gewährt, stellte er seine Knechte, je den liebsten am nächsten zu sich, kniete getrost nieder, und wie sein Haupt abgefallen, stand er alsbald auf, lief vor allen vier Knechten hinaus, fiel alsdann hin und blieb liegen. Die Richter getrauten sich doch den Knechten nichts zu tun, berichteten alles dem Kaiser und erlangten, daß den Knechten das Leben geschenkt wurde.

9. Graf Alwins Tanne.

Schöppner II S. 75.

Im Böhmerwald stehen viele Bäume und die Bäume haben viele Aeste und Zweige, aber so viel Nadeln oder Läublein an den Aesten und Zweigen allen hängen, so viel Stöße und Hiebe wurden ehedem unter den Grenzbewohnern gewechselt von hüben und drüben. Es war ein wildes unsicheres Leben hier in alter Zeit, und kaum verging ein Tag im Jahr, an welchem die Deutschen und die Slaven sich nicht in den Haaren lagen. Feuer und Wasser wären besser mit einander ausgekommen, als diese beiden grundverschiedenen Völkerschaften. Erst als der große Kaiser Karl die böhmische und sorabische Mark gestiftet, ward Ruhe und es konnten an der Grenze einige Ortschaften in Aufnahme kommen. Kaum aber hatte der Tod dem preiswürdigen Fürsten die Zügel der Herrschaft entrissen, und die Slaven spürten nicht mehr den Druck seiner starken Hand, so brachen sie wieder los und suchten das deutsche Gebiet mit ihren Beutezügen heim. Und dauerten diese gemeinschädlichen Grenzbalgereien fort bis ins sechzehnte Jahrhundert, wie denn Vater Aventin in seiner vielbelobten Chronika schreibt: „Im Böhmerwald ist der Hädweg (der Arber) der höchst berg oberhalb Passauw, auff dem ein großer See, darumb die Behemen und Baiern noch kriegen, wer stercker kempfft, wirfft den andern in See.“

In den Tagen Heinrichs des Vierten hausten die Slaven ärger denn je mit Raub und Mordbrand. Da faßte der Kaiser den klugen Entschluß, ein mächtiges Dynastengeschlecht nach den bedrängten Gegenden zu verpflanzen und in solcher Weise die Grenzhut zu verstärken. Er sah sich zu dem Ende die Grafen von Bogen aus, welche längs der Donau weit über die Berge und die dampfenden, brausenden Wälder geboten, vom Einfluß des Regen hinunter bis zur Ilz. Diese begabte er mit vielen Dörfern und Weilern im Grenzbezirke, als da sind: Grawat, Vurte, Mazelin, Tichanesberg, Trasamesdorf, Buchberg und Sichowa. Die Grafen bauten feste Burgen und Wehren und legten Mannschaft hinein, so daß die stößigen Nachbarn, wenn sie über die Grenze wollten, eine harte Nuß zu beißen fanden. Einmal war ein absonderlich fruchtbares Jahr eingetreten und es lag im Regental das Korn Garbe an Garbe auf den Feldern. Das erspähten die Böhmen drüben auf ihren weitschauenden Felsgipfeln und es beschlich sie die Lust zu ernten, wo sie nicht gesäet. Also taten sie sich in großen Haufen zusammen und wimmelten aus den Wäldern und Schluchten hervor, so dicht wie ein Heer Ameisen. Aber Graf Aswin hielt treue Wacht. Seine Mahnboten eilten von Schloß zu Schloß, und die Notfeuer brannten auf den Bergen durch den ganzen Nordgau hin. Und als er hinlängliche Streitmacht zu haben glaubte, zog er den Böhmen entgegen und schlug sie in drei Feldschlachten nach einander. Das letzte Treffen geschah am Alphaltersberg, jetzt Einfaltesberg genannt, hart an der Landstraße, so von Cham gen Straubing führt. Dort rastete nach blutiger Arbeit der Graf unter einer hohen Tanne, und es stieg ihm der Gedanke auf, das Gedächtnis des Tages bleibend an die Nachkommen zu bringen. Alsbald ließ er sein Schwert durch die Lüfte sausen und hieb mit mächtigen Schlägen in den Stamm der Tanne das Zeichen des Kreuzes. Der mannliche Held ward hoch gefeiert in Lied und Sage und beim Volk hieß er der Schreck der Böhmen. Die Tanne stand viele Jahrhunderte aufrecht, denn Axt und Säge mieden sie mit frommer Scheu. Es ist so überlang nicht her, daß sie altersmorsch vom Winde gebrochen wurde, und zur Stunde noch leben Leute, die ihren umfangreichen Stock im Walde droben sahen und maßen.

10. Die Abensberger Schaar.

Bechstein, deutsches Sagenbuch, S. 697.

Da Kaiser Heinrich II. zu Regensburg Hof hielt, stellte er ein Jagen an in den Forsten zwischen Regensburg und Abensberg und lud dazu die benachbarten Edeln, doch mit dem Gebot, es möchte ihrer keiner mehr denn nur einen Diener mitbringen, sintemalen es schien, es sei der Kaiser freigebiger gegen die Pfaffen gewesen als gegen die Jäger. Siehe, da nahete dem Hoflager im Walde von Abensberg her eine starke und stattliche Männerschaar, alle in guter Jagdwehr und hoch zu Roß und große Dienerschaft lief neben den Rossen. Wer nahet dorten mit so vielem Gefolge? fragte der Kaiser — und die Antwort lautete: Graf Babo ists, der Abensberger. — Da nun der Graf nahe herzu ritt, sah ihn der Kaiser ungnädig an und fragte: Du hast wohl unser Gebot nicht vernommen oder verstanden, daß du so viele Mäuler uns ins Lager führst? Darauf sprang Graf Babo vom Roß und beugte seine Kniee vor dem Kaiser und sprach: Hoher Herr! Du hattest die Gnade, mir und meinen Söhnen zu erlauben, dem Jagen beizuwohnen. Jeder von uns kommt selbander, nur mit einem Diener! — Das sind über sechzig Mannen! rief der Kaiser. Ja, hoher Herr! Es sind unserer sechs und sechzig! erwiederte mit heiterer Miene Graf Babo. Und da traten zwei und dreißig Männer, Jünglinge und Knaben, die indes von ihren Rossen gestiegen waren und knieten nieder und Babo sprach: Siehe, hoher Herr, das sind alle meine lieben Söhne, die und noch acht Töchter habe ich in Gottes Hülfe erzogen zu deinem Dienst und übergebe und widme sie dir mit Leib und Leben! — Das laß ich gelten! — rief der Kaiser: sind das deine Söhne, ei so sollen es auch meine Söhne sein. Einem ist die Natur freigebig, einem ist sie karg. Und reichte einem jeden der zwei und dreißig die Hand und dem Vater zu allererst und verhieß ihnen Schlösser und Lehen, ihren gräflichen Stand wohl fortzuführen.

11. Das versunkene Schloß bei Degenberg in Niederbaiern.

Panzer I, 78.

Bei Degenberg ist ein mit Waldbäumen bewachsener Hügel, auf welchem nach der Sage ein Schloß stand, das versunken ist. Von dem Schloße bis Schwarzach soll ein unterirdischer Gang geführt haben. Auf dem Platze, wo das Schloß versunken ist, sah man zu Allerheiligen, auch Advent drei Fräulein, zwei weiße und eine schwarze. Ein Ritter wollte von den Bauern Güter haben, die sie ihm nur unter der Bedingung überließen, daß er ihnen jährlich eine schwarze Henne gebe.

12. Fürbitte der heiligen Maria um Erhaltung der Aehren.

Panzer II, 7.

In Niederbaiern erzählt man: In frühesten Zeiten waren die Aehren nicht so klein, wie jetzt, sondern der ganze Halmstengel war voll Körner. Es gab so vieles Getreid, daß es die Menschen im Ueberfluß nicht mehr achteten und selbst mit dem Brode unziemliches trieben. Der liebe Gott erzürnte und wollte alle Feldfrucht zerstören. Die hl. Maria bat, nur ein wenig für die Hunde und Kätzlein stehen zu lassen. Das sind die heutigen Aehren.

13. Christus und Petrus in einem Bauernhof zu Niederaltaich.

Panzer II, 20, vergl. Schönwerth, Sitten und Sagen aus der Oberpfalz III S. 301.

Christus und St. Petrus kamen einst am späten Abend in einen Bauernhof und verlangten Nachtlager. Der Bauer sprach: „Dort könnts enk a'f d'Ofenbank legng, abə̔ zem Drêsch'n miəßts a'fstē." Die Wanderer legten sich auf die Ofenbank zur Ruhe, der Herr hinten, Petrus vorn. Schon um zwei Uhr kam der Bauer, sie zum Dreschen zu wecken. Als sie fortschliefen, kam er wieder, rüttelte Petrus unsanft und stickste ihn. Petrus darüber verdrossen, bat den Herrn die Lagerstellen zu tauschen. Der Bauer kam nun wieder, und weil es bei dem vordern nicht gehen wollte, strickste er den hintern, und so kam Peter noch einmal dran. Nun standen

sie auf und gingen in den Stadel. Der Herr zog aus einer Garbe nur eine Aehre hervor, so daß ihr Stengel noch in der Garbe stecken blieb und hielt die brennende Kerze an die Aehre. Während diese verbrannte, rieselten aus ihr allein so viele Körner heraus, daß bald ein Haufe auf der Tenne lag. Der habsüchtige Bauer hatte kein Aug verwendet, und als Christus und St. Peter, ihre Wanderung fortzusetzen, den Stadel verlassen hatten, wollte er es dem Herrn nachmachen. Er zog eine Aehre aus der Garbe und wollte jene auch verbrennen, aber die Garbe fing Feuer und der Stadel geriet in Brand. Wie die Lohe hoch emporstieg und die finstere Nacht erhellte, rief der Herr: Peter, sieh dich um!

14. Jungfrau Melchtild auf dem Hohenberg bei Bernried in Niederbaiern.

Panzer II, 47.

Bə ’m Bauər áf ’m Hábəʿg (Hohenberg) wàr ə̃ jumpfəʿ, de guət glebt hàt, und guət gstàrb·n is, hàt Melchtild ghass·n. wen s’ ĩ dər àrbət g·wen·n is, und əs hàt ĩ d’ mess glit·n, so hat s’ d’ sichl ĩ d’ luft g·worfə̃, und de is alləmàl ĩ deʿ luft hangə̃ blib·m. is s’ ĩ kirchə̃ kemə̃, so is kirchatüəʿ võ selbər afgàngə̃. də̃ Hàbəʿgə wəg get übər ẽn grab·n. dər is ə̃mál so vol wàssə̃ gwe·n, dás d’ Melchtild nét drùbəʿ künt hàt. dà hàts võ ’m zaũ am schrank·ngàteʿ ə̃ fláchtn rásg·ris·n, und übeʿ ’n grab·n glegt. wəil s’ abeʿ d’ fláchtn nét widər ã sən ort hĩ taə̃ hàt, is kirchə̃tüəʿ niməʿ võ selbər àfgangə̃. àf des hat s’ d’ flachtn widər ĩ d·n zaũ nəĩ g·stekt, und dà is kirchə̃tüəʿ widəʿ võ selbər àfgangə̃.

Auf die Frage, warum der Melchtild das Herausnehmen eines Zaunpfahles so hoch angerechnet worden ist? antwortet die Erzählerin: de àlt·n habn g·sagt: „taət’s kaə̃n zaũ vərreiss·n, əs is ə̃ sünd!“

15. Herzog Friedrich und Leopold von Oesterreich.

Grimm II, 205.

Da König Friedrich in der Gewalt Ludwig des Baiern gefangen lag auf einer Feste, genannt Trausnitz, kam ein wohlge=

lehrter Mann ein zu Herzog Leopold von Oesterreich des Gefangenen Bruder, und sprach: „Ich will Gut nehmen und den Teufel beschwören und zwingen, daß er muß euern Bruder, König Friedrich aus der Gefängnis her zu euch bringen.“ Also gingen die zwei, Herzog Leopold und der Meister in die Kammer; da trieb der Meister seine Kunst und kam der Teufel zu ihnen in eines Pilgrims Weise und ward geheißen, daß er König Friedrich brächte ohn allen Schaden. Der Teufel antwortete: er wolle das wohl tun, wo ihm der König folgen würde. Also fuhr der Teufel weg, kam zu Friedrich nach Trausnitz und sprach: „Sitz auf mich, so will ich dich bringen ohne Schaden zu deinem Bruder.“ Der König sprach: Wer bist du? Der Teufel versetzte und sprach: „Frage nicht darnach; willst du aus der Gefängnis kommen, so tu, das ich dich heiße.“ Da ward dem Könige und denen, die sein hüteten, grauen und machten Kreuze vor sich. Da verschwand der Teufel. Darauf tät Herzog Leopold dem König Ludwig also weh mit Kriege, daß er mußte König Friedrich aus der Gefängnis lassen. Doch mußte er schwören und verbürgen, König Ludwigen fürder nicht zu irren an dem Reiche.

16. Der Riesenstein bei Neidstein in der Oberpfalz.

Panzer II, 65.

Bei dem Schlosse Neidstein bei Sulzbach in der Oberpfalz liegt am Fuß des Berges ein viereckiger Stein ganz frei auf kleineren 58 cm hohen Steinen, welche unterlegt sind. Das war der Tisch der Riesen, welche da gewohnt haben. Man nennt ihn den Riesenstein. Mal ging ein Riesenmädchen spazieren. Wie es eine Weile ging, kam es zu einem Acker, wo ein Bäuerlein mit seinen Oechslein ackerte, das Riesenmädchen faßte das Bäuerlein samt Pflug und Oechslein in ihr Fürtuch, nahm die Dinge mit nach Hause und sprach: „Sieh Vater! da hab ich schöne Saatwürmlein.“ „Trag sie wieder hin, wo du sie genommen hast!“ sprach der Vater, „diese Würmlein werden uns noch vertreiben.“ Das Riesenmädchen ging wieder auf den Acker und schüttete ihr Fürtuch aus.

17. Das wilde Heer auf dem Osingen in der Oberpfalz.

Panzer II, 71.

Bei meinem (Panzers) Geburtsort Eschenfelden in der Oberpfalz liegt der Berg Osingen. Mal hörte nachts ein Mann das wilde Heer auf dem Osingen. Spottend rief er: Halo! halo! halo! Mit einmal brauste der wilde Jäger mit seinem Heer gegen ihn. Der Mann fiel aufs Gesicht und alles ging über ihn hin. Morgens saß er krank am Wege.

18. Der treue Staar.

Schöppner II, 279.

Von dem Geschlechte der Markgrafen von Cham=Vohburg geht die Sage, daß einmal ein Fräulein des Hauses im zarten Kindesalter durch die Zigeuner geraubt worden sei. Ein Staar, welcher im Schlosse gehalten wurde, flog den Räubern nach und begleitete sie aller Orten hin auf ihren Kreuz= und Querzügen. Wenn sie rasteten, ließ auch er auf einem nahen Baume sich nieder und begann die ihm eingelernten Sprüche herzuplaudern. Die Räuber besorgten nun, durch diesen Vogel verraten zu werden und stellten ihm auf alle mögliche Weise nach, ihn zu fangen oder zu tödten; aber das kluge Thier wußte allen Schlingen und Geschossen zu entgehen. Da wurde den Zigeunern ernstlich bang und sie trachteten, sich des gefährlichen Raubes zu entledigen. Zu diesem Zwecke setzten sie das Kind an der Schwelle einer einsamen Herberge im Böhmerwalde aus; der Staar aber schwang sich auf den Giebel des Hauses und sang da mit heller Stimme seine alten Weisen.

Die Wirtin, eine arme aber gutmütige Frau, nahm sich des Findlings bestens an, und fütterte auch getreulich den Staar, welcher sich von der Kleinen durchaus nicht trennen wollte. Wohl dachte sie, wenn sie das feine zierlich ausgenähte Hemdlein des Kindes beschaute, daß dieses aus einem vornehmen Hause stammen müsse, aber von dem Raube in der markgräflichen Burg drang keine Kunde in ihre Einöde und so wußte sie auch nicht, woher oder wohin mit dem Mädchen. Dieses war im Laufe der Jahre

zur blühenden Jungfrau herangewachsen, als eines Tages ein stattlicher Ritter in der Herberge einsprach, den ein Gewittersturm Obdach zu suchen gezwungen hatte. Und während der Gast am Tische saß und sich mit einem Krüglein Wein erlabte, hüpfte der Staar hinterm Ofenbrett hervor, flatterte mit seinen Schwingen, als wollte er die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen und ließ sodann seine Sprüche und Liedlein vernehmen. Dem Ritter war, als hätte er den Vogel vor langer Zeit schon gesehen und gehört und fragte die Wirtin, woher sie das Tierlein habe. Diese erzählte ihm die Geschichte des Mägdleins, so viel sie davon wußte und brachte auch das Hemdchen herbei, welches sie bis zur Stunde sorgfältig aufbewahrt hatte. Der Ritter erkannte an der Stickerei mit freudigem Schrecken das Wappen seines Hauses und gebot der Wirtin, ihm augenblicklich die Jungfrau vorzuführen. Diese wurde von der Wiese hereingerufen, wo sie eben Gras mähte, und der Ritter erstaunte nicht wenig über ihre seltene Schöne und Huldgestalt. Er nahm sie bei der Hand und streifte, ihr Erröten nicht scheuend, mit der Linken das Busentüchlein etwas zurück und sieh da! in der Gegend der Schulter ward auf der lilienweißen Haut ein Muttermal sichtbar in Form einer Kreuzdornblüte. Alsbald fiel der Ritter der Jungfrau um den Hals und rief: „Ich bin der Graf zu Vohburg, du bist meine Schwester, welche wir lange beweint; dieses Zeichen gibt dich mir zu erkennen, da unsere Mutter uns oft genug davon gesagt hat.“ Wiederum umarmte der Graf das schöne Schwesterlein, als sollte dessen gar kein Ende nehmen. Dann saß er zu Roß und nahm die Jungfrau vor sich in den Sattel. Der Staar aber, als hätte er die Scene des Wiederfindens begriffen, erhob ein freudiges Geschrei und flog an der Seite des glücklichen Paares der Heimat zu. Welcher Jubel sich dort erhoben, als das verlorene Fräulein seinen Einzug hielt, läßt sich schwer beschreiben. Die gräflichen Eltern bereiteten ein großes Freudenmahl, zu welchem alle Verwandte und Dienstleute des Hauses geladen wurden, und der Staar spazierte während der Gasterei auf den Tischen herum, gleichsam als wollte er von allen Anwesenden das ihm gebührende Lob einsammeln.

19. Sulzbachs Ursprung.

Schöppner II, S. 134.

Gebhard, Graf zu Kastel, ritt eines Morgens in den benachbarten Forst auf die Eberjagd. Da traf er ein gewaltiges Tier mit seinem Pfeile; das Wild aber eilte verwundet durch den Wald davon. Gebhard verfolgte lange die Spur desselben, bis er sich selbst verirrte und sich mitten im finstern Walde allein fand. Auch befiel ihn brennender Durst, so daß er vor Mattigkeit seiner Glieder nicht fürbaß konnte. Da hörte er auf einmal das Rauschen eines Wassers: es war eine Quelle, dort lag das verfolgte Wild todt in der Lache, wo es seine Wunden gewaschen. Der Graf trank in vollen Zügen neues Leben aus dem Born und gründete nachmals in dankbarer Gesinnung Sulzbach an derselben Stelle.

20. Eine arme Seele.

Schönwerth I, 302.

Wo man von der Seemühle nach Weiding geht, ist ein Weiher, bei welchem viel gesehen und gehört wird, insbesondere ging einer um ohne Kopf. Da führt einmal nachts der Weg einen Betrunkenen vorbei. Auf der Wiese schreit einer: „Wo soll ich ihn hintun?“ Er trug einen Markstein auf der Schulter, den er früher verrückt hatte. Darauf erwiderte der Betrunkene beherzt: „Narr, tu ihn hin, wo du ihn genommen!“ Herr, vergelts Gott, jetzt bin ich erlöst, sprach der Geist und verschwand. Der Betrunkene ward ganz nüchtern.

Die Sage ist eine der verbreitetsten in der Oberpfalz und nahezu jedes Dorf behauptet, daß die Geschichte in seiner Gemarkung vorgefallen sei.

21. Von Unserer Lieben Frau.

Schönwerth III, 320.

Einst war eine arme Mutter, die hatte zwei Kinder, einen bösen Buben und ein frommes Mädchen. Eines Morgens sendete die Frau das Mädchen aus in den Wald, Holzäpfel zu sammeln

und gab ihm ein Stückchen Brot und ein Säckchen auf den Weg. Wie nun das Kind an den Wald kam, trat ihm U. L. Herr entgegen und fragte es gar freundlich: „Mein gutes Kind, wo gehst du hin?“ — „In den Wald um Holzäpfel.“ — „Was trägst du in dem Säckchen?“ — „Ein Stückchen Brot; wenn dich hungert, will ich es mit dir teilen.“ — Da sagte U. L. Herr: „Ich danke dir, mein frommes Kind, geh' nur fort auf dem Wege, dann begegnet dir die Muttergottes.“

Und das Kind ging weiter und bald stand U. L. Frau vor ihm und fragte es dieselben Fragen wie vordem U. L. Herr und erhielt dieselben Antworten. Und U. L. Frau sagte zuletzt: „Ich danke dir für deinen guten Willen, geh' nur fortan, so wirst du den hl. Johannes auf dem Wege treffen.“

Es dauerte auch nicht lange, so kam der hl. Johannes des Weges und fragte dieselben Fragen und dankte dem guten Kinde für seinen freundlichen Sinn und sprach: „Du wirst nicht weit gehen, so kommst du zu einem hohen Berg; auf diesem steht ein Schloß, da läute an der rechten Glocke, so wird jemand kommen und dich beschenken, weil du so ein gutes Kind bist.“

Das Mädchen kam an den Berg und stieg hinauf ans Schloß und läutete an der Glocke rechts. Da öffnete sich die Türe und eine weiße Jungfrau trat heraus und gab dem Mädchen ein weißes Tuch mit einem weißen Schächtelchen; das solle sie zu Hause um Mitternacht aufmachen, aber niemand etwas davon sagen.

Als sie nun heim kam, zeigte sie ihr Geschenk der Mutter und im Bettchen um Mitternacht machte sie das Schächtelchen auf, obgleich es ihr die Mutter verboten hatte. Da flogen viele, viele schöne Engelein heraus und breiteten das weiße Tuch aus, setzten das fromme Kind darauf und trugen es singend zu U. L. Herrn in den Himmel.

Am Morgen fand die Mutter das Kind todt im Bette. Da holte sie das Brüderchen und sagte zu ihm: „Heute Nacht haben die Engel Gottes dein Schwesterchen in den Himmel abgeholt.“ Der Knabe wollte nun auch in den Wald und zum Schlosse, um Tüchlein und Schächtelchen zu erhalten. Die Mutter wollte ihn zwar nicht fortlassen, denn er sei ja gar böse und werde also nichts bekommen. Der Knabe gab aber nicht nach und weinte so lange,

bis die Mutter ihm ein Stückchen Brot in ein Säckchen tat und ihn dann fortließ in die Holzäpfel.

Da begegnete ihm U. L. Herr im Walde und fragte ihn: „Kleiner, wo gehst du hin?“ — „Das brauchst du nicht zu wissen.“ — „Was hast du in dem Säckchen?“ — „Was werde ich haben, ein Stück Brot, aber nicht für dich.“ Da ließ ihn der Herr des Weges und sagte ihm noch, daß die Muttergottes ihm begegnen werde.

Und als ihm U. L. Frau in den Weg kam und ihn befragen wollte, erhielt sie die gleiche unfreundliche Rede; sie entließ ihn mit den Worten, daß er bald auf den hl. Johannes treffen würde.

Auf die Fragen des hl. Johannes war aber der Knabe noch trotziger, und der Heilige sendete ihn an den Berg mit der Weisung, an der linken Glocke zu ziehen. Das vollzog denn der Knabe: aber diesmal öffnete eine schwarze Jungfrau und sie gab ihm ein schwarzes Tuch mit einer schwarzen Schachtel, die solle er im Bette um Mitternacht aufmachen.

Und er öffnete zu Hause im Bette die Schachtel und es schwirrten lauter kleine Teufelchen heraus, welche den bösen Buben auf das schwarze Tuch rissen und mit ihm summend und brummend zur Hölle fuhren. (Wird in der Gegend von Amberg erzählt.)

22. Unser lieber Herr und St. Petrus.

Schönwerth III, 298.

In einem Dorfe war gerade Kirchweih und St. Petrus bat den Herrn, ihn auf den Tanzboden gehen zu lassen: er möchte gar zu gerne ein wenig zuschauen. U. L. Herr mahnte ihn zwar davon ab, denn er werde sich dort Prügel holen. Doch Petrus ließ es darauf ankommen. Weil aber U. L. Herr machte, daß er, ohne es zu wissen, eine Geige auf dem Rücken trug, meinten die Bauernbursche, er sei ein Musikant und forderten ihn auf, aufzuspielen, und warfen ihn, da er von der Geige nichts wußte und überhaupt nicht spielen konnte, benebst einer Tracht Prügel zur Türe hinaus. (Türschenreut.)

23. Hankerln.

Schönwerth II, 315.

Zu Mitterteich, nicht ferne von Waldsassen, an den südöstlichen Ausläufern des Fichtelgebirges, hauste in grauer Vorzeit ein eigentümliches zwergenhaftes, munteres Völkchen, die Hankerln, als Ureinwohner, unter einem Oberhaupte, und wendete seine großen Reichtümer, sein geistiges Vermögen, seine körperliche Kraft und Gewandtheit nur zum Wohle der mit ihnen zusammenlebenden Menschen an; sie halfen diesen im Felde und zu Hause, waren kluge Ratgeber in Not und Gefahr, Beschützer im Unglücke. Sie hatten Mitterteich so liebgewonnen, daß sie es zu einer Stadt erheben wollten, die ihres gleichen nicht fände, von Fuchsmühl bis Waldsassen in einer Länge von $2\frac{1}{2}$ Stunden sich ausdehnen sollte. Aber der Mensch ist undankbar und ungenügsam. Als die guten Zwerge eines Abends zum Tanze versammelt waren, fingen die garstigen Menschen mit ihnen Händel an und erschlugen einen aus ihrer Mitte. Noch zeigt man das Haus, wo der Frevel geschehen. Da zogen die gekränkten Zwerge aus von ihrer seitherigen Wohnstätte und flüchteten sich weiter hinein in das Fichtelgebirg auf den dichtbewaldeten Teichelberg, der von einem Teiche oben auf seinem Rücken, nun in die Seewiese umgewandelt, seinen Namen trug.

24. Sagen vom Schnee.

Schönwerth II, 136.

a.

Als Unser Herr alles erschaffen hatte, Gras und Kräuter und Blumen, und ihnen die schönen Farben gegeben, in denen sie prangen, machte er zuletzt auch den Schnee und sagte zu ihm: Die Farbe kannst du dir selbst suchen, denn du frißt ja so Alles. — Der Schnee ging also zum Gras und sagte: gib mir deine grüne Farbe, er ging zur Rose und bat um ihr rotes Kleid, dann zum Veilchen, und wieder zur Sonnenblume, denn er war eitel und wollte einen schönen Rock haben. Aber Gras und Blumen lachten ihn aus und schickten ihn seines Weges. Da setzte er sich zum

Schneeglöcklein und sagte betrübt: Wenn mir niemand eine Farbe gibt, so geht es mir wie dem Winde, der nur darum so bös ist, weil man ihn nicht sieht.“ Da erbarmte sich das Blümlein und sprach bescheiden: „Wenn dir mein schlechtes Mäntelchen gefällt, magst du es nehmen.“ Und der Schnee nahm es und ist seitdem weiß; aber allen Blumen bleibt er feind, nur nicht dem Schneeglöckchen.

b.

Regen und Schnee gingen einmal über Land und kehrten bei einem Bauern zu. Gib uns zu essen, sagten sie, sonst bringst du uns nicht an. Der Bauer erschrak, griff nach einem Topfe auf dem Herd und sagte: „Da habt ihr was, den Deckel könnt ihr selbst herabtun.“ Als sie dieses taten, fuhr der heiße Dampf heraus und vertrieb den Regen zum Dache hinaus und den Schnee in den Fußboden.

c.

Ein Taglöhner, dem es sauer ward, sein täglich Stück Brot zu gewinnen, murrte oft über unseren Herrgott bei seiner strengen Arbeit, am meisten aber dann, wenn Schnee fiel und das Arbeiten noch mehr erschwerte; dieser sei doch zu gar nichts gut, und nicht einmal von Gott erschaffen worden, weil er weder im Paradiese noch in der Arche Noahs war. Einmal war er wieder im Walde, um Holz zu fällen, als der Schnee in dicken Flocken niederfiel. Fluchend suchte er Schutz in einer Felsenhöhle. Kaum ruhte er hier einige Augenblicke, so stand ein Engel vor ihm und fragte ihn, warum er gar so oft des Teufels gedächte, so selten aber Unsers Herrgottes. Da meinte der Taglöhner, Unser Herr denke auch an ihn nicht, und darum könne er nicht gut Freund mit ihm sein. Der Engel fragte nun, was denn Gott tun sollte, damit er zufrieden wäre; und der törichte Mensch wünschte, daß statt des Schnees Mehl vom Himmel falle. Und sofort fiel das Mehl in dicken Wolken herab und die Leute kamen und sammelten es und hatten Brot genug und arbeiteten nicht mehr. Als aber dem einen das Haus abbrannte und dem andern eine Mauer einfiel, und weder Zimmermann noch Maurer Hand oder Fuß rühren mochte, kam

es dahin, daß die Leute wie bei Erschaffung der Welt in Höhlen wohnen und zuletzt von Wurzeln und Kräutern leben und nackt wie die ersten Aeltern gehen mußten. Die wilden Tiere vermehrten sich und Hecken und Dörner, Gesträuche und Wald wucherten da empor, wo ehedem blühende Fluren und Wohnstätten waren. In diesem Elende erkannte nun auch der Taglöhner die Torheit seines Wunsches und seinen Uebermut, an der Weltordnung Gottes meistern zu wollen. Tief erschüttert sprang er von seinem Lager auf, um den Engel aufzusuchen, und — erwachte. Er trat hinaus vor die Höhle und Schnee lag vor seinen Füßen. So warf er sich auf die Knie und dankte dem Herrn, der ihn in einem Traumgesichte belehrt hatte und fortan war er mit seinem Schicksale zufrieden.

25. Der Wolfbauer in Niederbaiern.

Panzer I, S. 224.

Der Wolfbauer war ein Mann, der nicht nach altem, gutem Brauch gehaust hat, sondern alles besser machen wollte, als sein Vater und Ahnherr und Urahnherr, die doch die reichsten Bauern in der Gegend gewesen sind. Er las Zeitungen, disputierte mit dem Herrn Pfarrer, sagte zu seinen Ehehalten, man brauchte des Pfarrers Predigt und Messe nicht, man könne sich zu Hause mit Gott unterhalten und stak immer in Processen. Der nun in seinem freventlichen Uebermut hielt die Geister und alles Ueberirdische für eitel Lug und Trug und wollte seine Gedanken bei Gelegenheit an den Tag kommen lassen. Da war Christnacht, wo das Vieh um die zwölfte Stunde mit einander redet. Aber sein Mutwille wurde hart bestraft. Der Wolfbauer legte sich im Trunke unter den Barn, wo seine liebsten Ochsen: der Müller und Ruckel angebunden waren, und freute sich schon im Stillen, wie er den Glauben an Geister niederschlagen werde. Als es zwölf Uhr schlug, da hub der Ruckel an: „Schau Müller, tut mich recht erbarmen unser Bauer; heut über acht Tag müssen wir ihn auf den Friedhof fahren!" Darauf sagte der Müller: „Ja, ist mir auch ganz zuwider; er ist alleweil so brav gegen uns gewesen; keinen Schlag hat er uns gegeben und Futter und Ruhe hat er uns genüglich gelassen." Wart! wart! ich will euch die Faxen austreiben, schrie der betrunkene

Bauer, ihr sollt mich gewis nicht in die Grube bringen. Und gleich in der Früh verkaufte er die Ochsen an einen andern um ein Spottgeld, nur daß er sie weg brachte. — Aber eine Viehseuche entstand und raffte alles Vieh des Bauern und seiner Nachbarn hin bis auf die zwei Stierlein, die dem Frevler sein Ende vorher gesagt. Sogar der Wolfbauer, der viel mit dem kranken Vieh umging, und durch Menschenklugheit dem Verderben Einhalt tun wollte, wurde von der bösen Seuche ergriffen und starb, ganz wie es ihm die Tiere in der Christnacht prophezeit hatten und da kein ander „Mähnt" da war, weil die Seuche alles Vieh weggerafft hatte, so zogen der Ruckel und der Müller des ungläubigen Bauern Bahre auf den Gottesacker, acht Tage nach jener Begebenheit im Stalle.

26. Woud und Freid.

Schönwerth II, 313.

Es war einmal ein Herrscherpaar, mit großem Gebiete, in der Zauberkunst wohl erfahren; selbst die Elemente waren ihnen untertan. Er hieß Woud, sie Freid.

Der König war ein gewaltiger Mann mit langem wallenden Barte, sein Auge so feurig blitzend, daß Menschen, welche hineinblickten, darob erblindeten; gewöhnlich ging er nackt, nur an der Hüfte bekleidet; gehalten wurde das Hüftenkleid durch einen endlosen Gürtel, an diesen war die Herrschergewalt gebunden: so lang er ihn trägt, herrscht er. Doch kann er ihm nicht entwendet werden, denn Hüften und Schulter sind so breit, daß der Gürtel sich nicht abziehen läßt. — So oft er zum Herrschen ging, hing er einen Mantel um, der ihn ganz einhüllte.

Seine Gemahlin war das schönste Frauenbild; sie trug ein Hüftenkleid gleich ihrem Gatten, aber die Haare so reich und lang, daß sie sich darin ganz verhüllen konnte. Sie trank nur Wasser aus der Quelle, ihr Gatte eine Art Wein. Wenn sie sich bückte über der Quelle, um mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen, erglänzte ihr Haar im Sonnenglanze und ihr Arm wie Schnee.

Doch wurde sie eifersüchtig, sie fürchtete dem feurigen Gatten nicht zu genügen; in ihrer Leidenschaft ging sie zu kunstreichen

Zwergen. Diese arbeiteten ihr einen Halsgürtel, der die Kraft hatte, daß, wer ihn trug, alle Herzen bezauberte und den Geliebten nie in seiner Treue wanken ließ. Doch mußte sie den Zwergen hohen Lohn geben.

Mit dem Schmucke angetan, fesselte sie den Gatten in Liebe. Doch erfuhr er, um welchen Preis sie den Schmuck erworben. Da entwich er von ihr. Als Freid am Morgen im Bette erwachte, streckte sie den Arm aus nach dem Gatten. Er war nicht da; sie fuhr mit der Hand an den Hals, das Halsgeschmeide fehlte. Namenlos unglücklich machte sie der Verlust des Schmuckes erst recht in Liebe zu Woud entbrennen. Sie eilte dem Flüchtlinge nach in viele Länder, lange Jahre. Wenn sie abends ermüdet von der Fahrt sich niedersetzte, weinte sie in ihren Schoß und jede Träne ward zur kostbaren Perle.

Endlich als die Zeit um war, traf sie ihn und klagte ihm ihr Leid und wies auf die Perlen, die sie geweint um ihn. Und er zählte die Perlen und ihrer waren gerade so viele als der Sternchen im Halsgeschmeide. Da ward er erweicht und reichte ihr zur Versöhnung den Schmuck. Weit sei er herumgewandert, aber keine habe er gefunden, ihr gleich an Schönheit: so habe er ihr die Treue bewahrt.

Schlußbemerkung.

Mit dieser letzten Sage sind wir mitten in die deutsche Mythologie versetzt. Es ist genau die Erzählung der Edda von Odin, vielmehr Odhr und Freyja, von dem Halsbande Brisingamen, welches Zwerge geschmiedet haben, den Tränen, die sie um den Geliebten weinte, hier in Perlen statt in Gold verwandelt. Der Mantel weist auf Odin, der Stärkegürtel Megingiardr und die blitzenden Augen auf den Donnergott.

Doch bevor wir zur Deutung des mythologischen Gehaltes unserer Sagen einige Aufschlüsse geben, mögen hier erst wenige Worte über das Wesen unserer Götterlehre stehen.

Dem Heiden steht fest, daß die Natur höheren Kräften gehorcht. Ihm besteht die Welt aus vier Elementen: Licht, Luft, Wasser und Erde. Diesen stellt er Wesen unter, welche durch sie

und an ihnen wirken, ja er geht weiter und macht die Elemente selbst zu Göttern. Da aber jedes Element sich wieder zerteilt und in verschiedenen Aeußerungen sich kund gibt, so entstehen ihm die Mittelwesen, höher als er, tiefer als die Götter, das sind Riesen und Zwerge.

Der Widerstreit des Guten und Bösen in der Welt bringt ihn auf den Dualismus, für ihn gibt es gute und böse Götter, je nachdem sie gleich den Elementen wohltätig oder zerstörend wirken. Dies zeigt das Verhältnis der Asen zu den Vanen, des Locki zu den übrigen Göttern, die Feindseligkeit der Riesen gegen die Himmlischen, am stärksten gibt sich der Widerstreit in der Götternacht kund, wo der Dualismus zusammenbricht.

Der Dualismus zeigt sich auch in dem Gegensatz von männlich und weiblich. „Vermenschlichung der Götter und Vergötterung der Menschen ist das Wesen des Heidentums.“ Der Heide sucht den wahren Gott, kann ihn aber nicht finden. Seine Göttergebilde sind vergänglich wie er. Dessen ist er sich bewußt. Seine Götter tragen den Stempel der Zeitlichkeit. Was die Zeit bringt, verzehrt die Zeit; daher der Zug der Wehmut ob der Vergänglichkeit, daher die Furcht vor dem Untergange, daher aber auch das Sehnen nach dem Einen unbekannten Gott, der da Licht schaffen und Freiheit bringen wird. Findet die Treue einmal keine Stätte mehr unter den Menschen, dann bricht die Götternacht an und alles, was lebt, Götter und Menschen, steigt hinunter in das Dunkel des Todes. Aber aus dem Untergang wird die Welt geläutert und gereinigt auferstehen und mit ihr die auserwählten Götter und Menschen und Unschuld und Seligkeit wird fortan herrschen im Himmel und auf Erden.

„Dies ist der Inbegriff germanisch heidnischer Anschauung, wie er uns in einem der großartigsten Wahrsprüche einer Vala, in der Völuspâ, hinterlassen ist, einem prophetischen Hochgesang, welcher auf heidnischem Gebiete das ist, was die Offenbarung Johannis auf dem christlichen. Kein Volk des Heidentums hat diesem etwas ähnliches an Erhabenheit und Größe zur Seite zu setzen.“*)

*) Schönwerth II, 11.

Die Sagen von Karl dem Großen im Untersberg oder im Ochsenkopf, wie die von Friedrich Barbarossa an andern Orten, haben alle gleichen mythologischen Hintergrund. An manchen Orten tritt der versunkene Held in Verbindung mit dem wütenden Heer. Dieses aber hängt mit Wuotan oder Wodan zusammen und hieß in ältern Zeiten Wuotansheer. Sämmtliche wilde Jäger in Deutschland sind mythische Personen, Ersatzmänner für Wuotan. Solchen Ersatz muß auch Karl der Große machen. Der weiße Langbart deutet auf Wuotan. Die Sage läßt den Kaiser wieder kommen, da wird alsdann das Ende anheben und der jüngste Tag anbrechen. Dem liegt wahrscheinlich die Idee zu Grunde, daß bei Wuotans Wiedererscheinen statt der alten Erde eine neue seligere entstehen und Menschen und Götter sich verjüngen werden. Der Kaiser wird seinen Schild an dem Birnbaum der Walserhaide aufhängen. Dies bedeutet, daß der Weltenrichter zu Gericht sitzen wolle, denn der Schild an einem Speere aufgehängt, ist das alte deutsche Zeichen des eröffneten Gerichts.*) Wuotans geweihte Stätte ist der Wald, sein heiliges Tier der Schimmel. Kenntlich ist er an seinem breiten Hut und im Winde offenbart er sich und fährt begleitet von den Walkyren im Sturme daher. — Alle Götter wandelten sich den neuen Christen nicht blos in Götzen, d. h. falsche, lügenhafte Götter, sondern in Teufel, d. h. Genossen und Teilhaber eines feindlichen Reiches, dessen Herrschaft gebrochen war, aber noch im Zurückweichen Kräfte entwickelte. Doch nicht mit einem male, nicht so völlig und schnell entsagten die Christen dem Glauben an die Götter ihrer Vorfahren. Sie wiesen den zum Teil hartnäckig festgehaltenen nur eine andere Stelle an. Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen und allmählich war er eine finstere schreckende Gewalt. Den Menschen und ihrem Dienste gleichsam abgestorben, irrte und schwebte er in der Luft dahin. Lange hat der gemeine Mann seinen Namen festgehalten, gebildetere dagegen setzten schon früher an Wuotans Stelle den Teufel und so ward das Nachtgejaid schließlich ganz des Teufels.**)

Donar, altn. Thorr, ist der über Wolken und Regen gebie=

*) Steub, baierisches Hochland, S. 195 u. s. w.

**) Grimm, Mythologie a. v. O.

tende Gott, der sich durch Donner und Wetterstrahl ankündigt. Sein Zeichen ist der Hammer oder die Axt, sein Baum die Eiche. Die christliche Mythe läßt St. Peter donnern. St. Peter wie Donar, beide sind rotbärtig. Die Eichenwälder gehören vorzugsweise zu den heiligen Hölzern.

Die Wanderungen, welche der Volksmund den Herrn Christus mit St. Peter durch die vaterländischen Gauen machen läßt, sind die Verchristlichung jener schönen Mythe, nach der die Götter zuweilen sich unter die Menschen mischten um ihre Gastfreundschaft und Nächstenliebe zu prüfen. Es ist Odin, der mit Hörnirs unter den Menschen verkehrt und in deren Hütten zuspricht.

Von Fro, altn. Freyr kommt Friede und Fruchtbarkeit. Er ist der Gott des Sonnenscheins. Ihm ist der Samstag heilig. Der Oberpfälzer sagt: Der Samstag gehört dem alten Herrgott, der Sonntag und Montag dem jungen Herrgott.*) Das Sunnwendfeuer steht in seinem Dienst als dem Gott der Liebe. Christianisiert heißt es Johannisfeuer und wird dem Jünger der Liebe zu Ehren angezündet. Diese Feier war sicher nichts anderes als ein Brandopfer, welches unsere heidnischen Voreltern dem Gotte brachten, der da Sonnenschein und Fruchtbarkeit gab.

Die Muttergottes wird vielfach mit Naturerscheinungen in Verbindung gebracht. Ihres Bettes „Ingefieder" ist der Schnee. Dies erinnert an Frau Holle, die den Schnee erregt.

Hel, ahd. Hellia ist die Todesgöttin, unbarmherzig, halbschwarz, halbmenschenfarbig. Ihre Wohnung ist im Dunkel der Erde. An ihren Dienst mahnt die überreiche, aller Orten lebende Sage von den drei Fräulein. Geheimnisvolle unterirdische Gänge und Höhlen stehen mit diesen Sagen in Verbindung. Panzer, der all diese Sagen sorgfältig gesammelt, hat mit großer Gelehrsamkeit dargetan, daß diese drei Frauen auf uralten heidnischen Kultus zurückzuführen seien.

Nicht minder ergibig sind die Sagen der Mittelwesen, zumal der Zwerge. Wahrscheinlich sind sie eine schwache Erinnerung an zuletzt verdrängte Volksstämme. Sie sind harmlos, friedfertig, dankbar und verkehren gern mit den Menschen. Ihre Nahrung ist

*) Schönwerth II, 19.

Mehl und Milch. Sie sind besonders in der Oberpfalz unter allerlei Namen bekannt, als Razeln, Schrazeln, Strazeln am Böhmerwald, als Hankerln am Fichtelgebirg und als Fankerln an der Pfreimt. Wird letzteren ein Kind geboren, trauern sie. Stirbt ein Zwerg, so freuen sich die übrigen und tanzen. Jeder Zwerg macht sich zu Lebzeiten einen gläsernen Sarg. In diesen wird er vollständig gekleidet mit einem Hammer gelegt und so in das Wasser gelassen. Da schwimmt er in ein anderes Land, ihren Himmel. Wenn der Sarg an das Land stößt, erwacht der Tode, zerschlägt die gläserne Hülle und steigt ans Land.*)

Die Hexen sind Weiber, die sich dem Teufel verschworen haben, Wetter machen, nachts mit fliegenden Haaren auf Besen, Ofengabeln, Strohhalmen u. s. w. zum Schlot hinausfahren auf den Blocksberg, wo sie ihre Tänze aufführen. Die Hexen suchen Menschen und Vieh Krankheit anzutun. Besonders haben sie es auf Butter und Schmalz abgesehen. In ihrer ursprünglichen Bedeutung ist die Hexe Priesterin heidnischer Gottheit. Sie ist Beweis heidnischer Götterverehrung noch zu einer Zeit, wo das Christentum schon herrschend war und das Heidentum nur im Geheimen bestehen konnte. Daher fährt die Hexe des Nachts aus zu dem Opferfest, dem Teufel, vor Zeiten dem Heidengott, dargebracht. Der heilige Ort heißt Blocksberg von Block, d. i. der Altar auf Anhöhen errichtet. Der Altar ist ein einziger Felsblock. Wo ein solcher Ort ist, darf man auf eine alte Opferstätte raten; sie liegen im Walde verborgen. Das Opfer ist ein gemeinsames, daher kommen viele Hexen zusammen. Kein Heidenfest war ohne Opfer, Mahl und Tanz; so erklärt sich Hexenmahl und Hexentanz. Die Hexen kennen sich untereinander, sie sind ja Gläubige Eines Glaubens, äußerlich dem christlichen Glauben zugetan wegen der zu fürchtenden Verfolgung. Auf die Milch ist die Hexe besonders aus; sie ist die Priesterin, welche die Opfergabe von den Gläubigen heischt. Daß sich mehr Weiber als Männer am Hexenwerk beteiligen, liegt in der Liebe zum Althergebrachten, zum Geheimnisvollen. Der anfangs im Verborgenen geübte Heidenglaube wird im Mittelalter zum Bunde mit dem Teufel.**)

*) Schönwerth II, 305.

**) Schönwerth I, 390.

Der Teufelssagen sind es weit mehr als der Legenden. Seinen Grund findet dies darin, daß die heidnische Göttersage dem Volk nach seiner Christianisierung zu Teufelswerk degradiert ward; zudem liebt das Volk das Schreckhafte, Ungeheuerliche mehr als das Lichte, Klare und Verständliche, und dann ist das Gefühl menschlicher Sündhaftigkeit nicht minder ein Grund.

Dies wenige möge genügen als Beweis, welch reicher mythologischer Gehalt in unsern Sagen steckt. Mit Zähigkeit hängt und hält das Volk fest am Hergebrachten. Wer das Volk verstehen will in seiner Eigenart, muß es in seinen Sagen, seinem Aberglauben, seinen Ueberlieferungen kennen lernen. Diese hinwiederum finden ihre Erklärung gar vielmal in der Heidenzeit. „Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, See'n, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigentümlichkeit jeder dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würden ihm eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen."*) Sagen finden wir überall, doch ist eine Gegend reicher als die andere. So birgt die Oberpfalz einen wunderbaren Reichtum. Davon ist gewis das zähe ausdauernde Wesen des Oberpfälzers und die bisherige Abgeschlossenheit seines Ländchens schuld, zumeist wohl der Umstand, daß der Märchenquell da am mächtigsten sprudelt, wo er aus den Tiefen eines erz- und metallreichen Bodens quillt.**)

Volkssitte.

Hat uns die Volkssage zurückschauen lassen in die Zeit heidnischen Wesens und Wandels, so geschieht dies nicht minder bei Betrachtung der Volkssitten. So zähe der Bauer an seinen Sagen

*) Grimm, deutsche Sagen I, 9.
**) Bavaria II, S. 252.

hängt, so fest haftet er auch an seinen Sitten. Die meisten Erscheinungen seines Lebens umgibt er mit weihenden Formen. Es ist der poetische Trieb, der ihm die ganze Natur personificieren läßt. Dem Oberpfälzer hat der Wind ein Weib, die Windin, und ein Kind. Der Wind orgelt, schläft ein, jammert, erwacht. Der Schnee tanzt, beißt und geißelt, wird alt, wärmt, ist der Feind der Diebe und der Nebel ist seine Mutter. Dieser poetische Trieb weiht auch all sein Tun mit sinnreichen Bräuchen. Wie dem Naturkundigen etwa eine Pflanze in ihren örtlichen Verschiedenheiten hoch bedeutsam ist und er genau beobachtet, woher die Abweichung kommen mag, so ist dem Ethnographen die gleiche Sitte, die er da und dort findet, wichtig und genau achtet er auf jegliche, ja die geringste Verschiedenheit. In solch eingehender Art können wir nicht zu Werke gehen. Uns muß genügen ein möglichst lebensvolles Bild zu entwerfen, jedem aufmerksamen Liebhaber unsers Volkslebens wird es nicht schwer sein, dasselbe nach Bedarf zu ergänzen oder auch zu berichtigen. Halten wir uns an den Lauf des Jahres.

Dem Bauer fängt das Neujahr eigentlich mit hl. drei König an. Er heißt diesen Tag das große Neujahr, weil der Tag wieder sichtlich wächst. Die Kinder sammeln nochmals die letzte Gabe der Klöpfelsnächte.*) Hohe Bedeutung haben die Weihen, die am Vorabend in der Kirche gespendet werden. Geweiht werden Wasser, Salz und Kreide. Aus Wasser und Salz wird der Salzstein. An alle Türen im Haus und Stall werden die Anfangsbuchstaben der hl. drei Könige † C. † M. † B. geschrieben, was den Teufel und allen Schaden abhält. In der Linken die Glutpfanne geht der Hausvater nach dem Abendläuten von zwei Personen begleitet, die Licht und Schlüssel tragen, räuchernd durch alle Räume. Hauptbestandteil des Räucherwerks sind geriebene „Sangen"**) d. h. Büschel von heiligen Kräutern und Beeren des altheidnischen Wachholderstrauchs (Kranewitt). Diese Nacht ist auch der Schluß der Klöpfelsnächte, in denen die Geister frei erscheinen und walten. Eine Göttin germanischer Heidenzeit hält in dieser Zeit auch ihren

*) Von den Klöpfels- oder Gennächten oder Rauchnächten unten S. 112.

**) Schmeller II Sp. 310 Sangen Kräuterbüschel, an Mariä Himmelfahrt geweiht, dann in der Christnacht geräuchert und zerbröckelt, später aufs Feld gestreut.

Umzug, die Frau Bercht oder Perchtfrau, ursprünglich die Göttin Holde oder Berachta als Schützerin und Lohnerin fleißiger, treuer Arbeit. Ungelehrige ungehorsame Kinder züchtigt sie. Ebenso ist auch Schluß der wilden Jagd, die in den zwölf vorhergehenden Nächten lärmenden sausenden Umzug halten.

Der 2. Februar ist Maria Lichtmeß oder Kerzenweihe. An diesem Tage wird Wachs für die Kirche und die ganze Gemeinde geweiht. Jeder Hausvater läßt sich eine weiße Kerze weihen, die während eines argen Wetters bei Nacht oder auch an Sterbebetten angezündet wird, damit der böse Feind dem Sterbenden nicht beikommen kann. Von dem roten Wachs der Frau wird ein Stück in Form eines heiligen Strahls an das Crucifix in der Stube gehängt. Mit einem andern Stück davon macht man einen Drudenfuß ✡, der vor diesen Unholdinnen schützen soll.

Druden sind Menschen, bei deren Taufe ein Fehler gemacht worden ist. Sie müssen nachts lebende Wesen drucken; sonst tun sie nichts übles; sie vermögen die verschiedenste Gestalt anzunehmen. Eine Drud hört alles, was man von ihr spricht, außer man endet mit dem Ausruf: Drud, Dreck vor die Ohren! Sie findet Erlösung, wenn man sie beschreit, außerdem, wenn sie etwas Lebendiges mit des Herrn Einwilligung erdrücken darf, gewöhnlich ein Tier mit schwarzer Farbe. Germanisch ist die Ansicht von der Misgestaltung der Hände und Füße der Druden, das Fliegen, das Verwandeln. Sie zeigen Aehnlichkeit mit den Schwanjungfrauen. Die Feder, welche man der Drud ausrupft, weist auf die Vogelgestalt, den Schwan. Wer der Schwanjungfrau das Federhemd entzieht, bringt sie in seine Gewalt, so ist es auch mit der Drud, wer ihr eine Feder ausreißt.

Drud und Hexe sind in vielen Gegenden so ziemlich gleichbedeutend, nicht so längs des Böhmerwaldes. Als das Heidentum vom Christentum mehr und mehr verdrängt und mit Gewalt unterdrückt ward, suchte ersteres zu retten, was möglich war. Es nahm sogar christliche Formen an, um fort zu existieren. So die Scheintaufe. Die heidnischen Germanen hatten eine Art Taufe, eine reinigende Weihe der neugebornen Kinder durch Wasser. So tauften viele noch auf ihre alten Götter. Diese Taufe aber, ward den Christen gelehrt, sei teuflisch und mache zur Drud. Es ist leicht

begreiflich, daß bei der äußerlichen Art der Bekehrung der Deutsche seine alten Götter nicht so schnell vergaß, ja daß er für seinen Abfall sie fürchtete und durch Opfer an die heidnische Priesterin sich vor ihrer Strafe zu sichern suchte. Das schönste Pferd, das schönste Huhn, beide von schwarzer Farbe, erdrückt die Drud; den Göttern weihte man das Beste. Warum die Drud besonders der Kindbetterin und dem neugebornen Kind nachstellt, erklärt Vorstehendes genügend. Sie hatte als Priesterin Mutter und Kind durch eine heilige Handlung zu reinigen. Die Drud war wahrscheinlich eine Priesterin der Freyja.*)

Im März fällt zumeist der Fasching. Auf dem Lande geht er erst am letzten Donnerstag vor Fasten an. Die Buben des einen Dorfes gehen Maschkərə ins Nachbardorf, das Gesicht bemalt mit Mehl und Ruß, in Leilachen gehüllt, den Schellenkranz der Rosse umgehängt, mit Hahnenfedern auf dem Kopf. Der Anführer, Schellenrüerer geheißen, hält oft eine Rede, im Lechrain etwa folgender Art: Meine lieben Leute, habt ihr schon gehört von der neuen großen Mordtat, welche sich vor etlichen Tagen ereignet hat? Zwischen Pfingsten und Krakau nämlich, ihr werdet wissen, wo dies liegt, hat ein Räuber in einem abgebrannten Bauernhof eingebrochen und den Bauern, der eben nicht zu Hause war, erbärmlich aus dem Bett gerissen und zu guter letzt noch mit einem Teller jämmerlich erstochen. Darauf suchte der Räuber alle Winkel des Hauses aus, und was er da fand, Heugabel und Strohgabel, packte er in seine Brieftasche zusammen und begab sich mit seinem Raube nach Venedig. Dort wurde er von einem stockblinden Hausknecht verraten und durch einen lahmen Eisenknecht verarretiert. Der führte ihn zum Assessor Haselstock und dieser ließ gleich vom Oberschreiber Schmiermichgut ein Protokoll aufnehmen und so werden wir in einigen Jahren schon einmal etwas weiteres hören. Ich hoffe, wir werden nichts dafür zu zahlen haben, und jetzt laßt aber mir einstweilen eine Maß einschenken ꝛc.

An manchen Orten geht der Wurstnarr oder Hanswurst von Haus zu Haus, treibt allerlei Scherz und verzehrt dabei eine lange Wurst. Schmeller erzählt Bd. II Sp. 420: An den Faßnacht-

---

*) Schönwerth I, S. 231 und Schmeller I, Sp. 649.

tagen reitet ein Bursche auf einer ausgestopften Figur, die einen Schimmel darstellt, oder einem bloßen Steckenpferd mit mehreren Kameraden vermummt vor die ländlichen Wohnhäuser, wo sie dann in kurzen Scenen allerlei lächerliche Begebenheiten, die sich das Jahr hindurch an dem Orte zugetragen haben, vorzustellen suchen. Den Hauptacteur dieser Komödie nennen sie den Faßnachtschimmel. Diese ländlichen Kunstleistungen erinnern an die erste Entstehung der Komödie, namentlich an die derben Fastnachtspiele eines Hans Rosenplüt.

Im Februar geht auch das Dreschen zu End. Wird bei einem Bauern der letzte Getreide-Schinkel angelegt, so muß alles im Hause mitdreschen, denn jetzt geht es an die Lôs.*) Der Knecht oder die Dirn, so den letzten Schlag mit der Drischel getan, hat die Lôs. Aus Stroh wird dann ein Busch'n gemacht und den muß dasselbe zum nächsten Nachbar tragen, der noch nicht mit dem Ausdreschen fertig ist. Dort soll es ungesehen seine Bürde in dessen Tenne werfen. Wird es aber erwischt, so wird es in den Stadel hineingezogen, die Hände auf den Rücken gebunden, das Gesicht mit Ruß beschmiert, in den Wassergrand getaucht und mit einem Strick am Fuß zu seinem Bauern geführt. Abends gibt es Kücheln, Datschen, Bier und Branntwein. Dies Mahl heißt Drischelhenke.

Im Monat März fällt der Sonntag Lätare. Das lebendige Naturgefühl der Germanen hieß sie den Sieg des Sommers über den Winter feiern. Viele Mythen ihres Götterglaubens haften an dem Sieg der holden Zeit; freudiges Leben und Licht werden Herr über Tod und Finsternis. Dieses uralte Fest wird jetzt nur noch von Kindern gefeiert. Der Sommer mit Bändern und Blumen geziert, trägt einen Baum mit Birnen und Aepfeln, der Winter in rauhen Pelz gehüllt, klappert mit einer Drischel durch alle Gassen des Dorfes, Strophen und Lieder singend und Geschenke nehmend.

Der 24. April ist das Fest des hl. Georg. An manchen Orten ist Prozession zu Pferd mit großem Prunk und in althergebrachter Form. Besonders feierlich wird der Georg-Ritt in St. Georg am westlichen Ufer des Chiemsees gehalten.

---

*) Schmeller I, Sp. 1516.

Der Palmsonntag ist der Tag der Palmweihe. Der Palmbusch'n in seiner nachhaltigen Wirkung für das ganze Jahr ist ein bedeutender Gegenstand dieses Tages. Durch die Weihe erhält er eine große Kraft gegen Zauberei und gegen Blitzschlag. Schon die Zusammensetzung des Busch'n ist bedeutungsvoll. An den Stab einer Haselstaude sind angebunden Zweige der Palmweide mit ihren jungen Mudeln, der Mistel, dieses uralten Heiltums, Sävling, dessen Geruch den Hexen unausstehlich, und Kranewit, dieses ehrwürdigen, die Gesundheit so sehr erhaltenden Gewächses. Jedes Haus läßt so viele Busch'n weihen, als es für Stuben, Kammern und Stallungen nötig hat. Schmeller erzählt davon: Nach einem altererbten Wahne ist eine Partikel von so einem Palm, während eines Hochgewitters ins Feuer des häuslichen Herds geworfen, der sicherste Blitzableiter. Einer freundlichen ländlichen Sitte gemäß wird der Palm von der jüngern Person des Hauses an einem langen Stab in die Kirche und wieder nach Hause getragen und bis zum Ostertag im Gemüsegärtlein aufgestellt. An diesem Tage wetteifern dann sämmtliche Hausgenossen, nach beendigtem Gottesdienste zuerst nach Hause zu kommen und das Gärtlein zu erreichen; denn es kommt darauf an den Palm nun vollends ins Haus zu bringen und sich dadurch das Vorrecht auf eine Extraportion vom Osterlamm zu erwerben, das gewöhnlich in geweihtem geräucherten Schweinefleisch, Meerrettig und roten Eiern besteht.

Am Karsamstag wird häufig vor den Kirchentüren ein mächtig Feuer gemacht, wozu jeder im Dorf ein Teil Holz sendet. Eine hölzerne Figur, Judas der Verräter, wird verbrannt. In Althenneberg war vor fünfzig Jahren noch folgender Brauch: Die Bursche sammelten am Karsamstag nachmittag Holz und machten auf dem Getreidefeld einen Scheiterhaufen. Mitten auf demselben ragte ein Kreuz hervor, ganz mit Stroh umwickelt. Abends nach der Auferstehungsfeier zündeten die Bursche mit dem geweihten Lichte der Kirche ihre Laternen-Lichter an und in vollem Laufe gings dem Holzstoß zu, indem jeder zuerst ankommen wollte. Der erste zündete den Holzstoß an. Mädchen und Frauen durften sich nicht nahen, sie standen in der Ferne. Zwei Bursche mußten die ganze Nacht die Glut bewachen. Bei Sonnenaufgang sammelten sie sorgfältig die Asche und warfen sie in das fließende Wasser des

Rötenbaches. Der Glückliche aber, welcher den Holzstoß anzündete, wurde am Ostertag vor der Kirchentür mit gefärbten Eiern beschenkt. Der Aufruf zu diesem Feuer war: Brennen wir den Jaudas! Die Handlung soll den Hagelschlag abwenden.*)

Ostern hat seinen Namen von der germanischen Frühlingsgöttin Ostara.**) Dieses Fest gehört zu den heiligsten Tagen der Christenheit wie des alten germanischen Heidentums. Der Göttin flammten die Osterfeuer auf den Bergen. Wasser stromabwärts und stillschweigend geschöpft, hat an und für sich schon eine heilige Weihe, denn wie im Sonnenaufgang die höchsten Geheimnisse verborgen sind, so erhält an Ostern auch das durch die Erde rinnende Wasser von diesem die wiederkehrenden Kräfte der aus dem Winterschlaf erwachenden Natur mitgeteilt.***) Jedes Haus stellt am Ostermorgen am Seitenaltar Eßwaaren auf und zwar gesottene Eier, rot gefärbt, Salz, Kren, Kalbfleisch und Geselchtes, Brot und Kuchen, letzteres gern in Gestalt eines Hasen. Dies alles wurde geweiht. Die Sitte des Eierschenkens an die Godln ist so allgemein wie die Kurzweil des Eierbeckens. Daß die Eier rot sein müssen, rührt sicher aus dem Heidentum. Rot ist die Farbe Donars. Eine uralte Gewohnheit der Osterfeier hat sich in der Jachenau erhalten. Der Reihe nach wird von den einzelnen Hofbesitzern an Ostern ein Widder zum Besten gegeben, in Vierteln gebraten, dann wieder zusammengerichtet, mit einem Kranz von Buchs und mit Bändern geziert und gleich den Opfertieren des germanischen Heidentums an den Hörnern vergoldet. Nach der Weihe in der Kirche wird er ins Wirtshaus gebracht und verteilt. Hier haben wir also noch heidnischen Opferdienst nur unvollkommen in christliche Form gebracht.†)

---

*) Panzer I, S. 212.

**) Das heilige Fest der Christen trägt in den frühesten althd. Sprachdenkmälern den Namen ôstarâ. Dieses ôstarâ muß ein höheres Wesen des Heidentums bezeichnet haben, dessen Dienst so feste Wurzeln geschlagen hatte, daß die Bekehrer den Namen duldeten und auf eines der höchsten christl. Feste anwandten. Ostara mag die Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes gewesen sein, eine freudige heilbringende Erscheinung, deren Begriff für das Auferstehungsfest des christl. Gottes verwandelt werden konnte. Grimm Mythologie I, S. 267, 582 II 740.

***) Lechrain S. 173.

†) Bavaria I, S. 371.

1. Mai. In der Edda sind Sommer und Winter persönlich eingeführt. Sumar ist ein Sohn des Svâsudr, eines seligen, freundlichen Mannes, nach dem alles Frohe und Liebliche heißet. Der Vater des Vetr heißt Vindloni oder Vindsvalr d. i. der Windbringende, Windkühle, und dessen Vater war Vasadr, der Feuchte, Nasse, ein grimmiges, kaltblütiges Geschlecht. Noch sind uns Sommer und Winter häufig Eigennamen. Spuren ihres persönlichen Verhältnisses finden sich in Redensarten des Volkes und in dichterischen Wendungen sehr häufig. Im Gefolge des Winters sind Reif und Schnee, wiederum Personificationen und alte Riesen. Sommer und Winter stehen im Kampf gegen einander wie Tag und Nacht. Die Ankunft des Sommers, des Mais oder wie wir jetzt sagen des Frühlings wurde vor Alters schon festlich begangen. Das Eintreffen des Sommers erfolgte aber nicht auf einen bestimmten Tag des Jahres, sondern wurde nach zufälligen Zeichen wahrgenommen, an aufblühenden Blumen oder anlangenden Vögeln. Das hieß den Sommer finden. Wer den ersten Viol schaute, zeigte es an. Das ganze Dorf lief hinzu, die Bauern steckten die Blume auf eine Stange und tanzten darum. Nithart hat lebendige Bilder darüber. Ebenso wird die erste Schwalbe, der erste Storch als Frühlingsbote begrüßt und empfangen. Die Sommerverkündigung durch Gesänge fanden in den letzten Jahrhunderten in deutschen Ländern allgemein statt und deuten auf uralten Grund. Die Gebräuche und Lieder sind mannigfach. Ein vermummter Sommer und Winter, jener in Epheu oder Singrün, dieser in Stroh und Moos gekleidet, treten auf und kämpfen so lange mit einander, bis der Sommer siegt. Dem zu Boden geworfenen Winter wird seine Hülle abgerissen und zerstreut und ein sommerlicher Kranz umhergetragen. Hier also wieder die uralte Idee eines Streits beider Jahresgewalten. Die Idee des einziehenden, heilbringenden, alles neubelebenden Sommergottes ist ganz im Geiste unseres frühesten Altertums. Ebenso zieht Nerthus in das Land, Freyr, Hulda, Berhta, Fricg und andere Gottheiten mehr, deren Wagen oder Schiff das freudige Volk jubelnd einholt, wie den Wagen des Mai, welchem vor Alters her außer der Personification êre und strâze beigelegt wurde. Es muß im Heidentum ein wirklicher Dienst für ihn bestanden haben. Alle diese Götter und Göttinnen erschienen

zu bestimmten Zeiten des Jahres. Der vergötterte Sommer oder Mai darf mit einer der höchsten Gottheiten, von denen die Gabe der Fruchtbarkeit abhängt, völlig zusammenfallen, mit Fro, Wuotan, Nerthus. Nennt man aber Nerthus, so muß auch Ostara erwähnt werden. Die heidnische Osterfeier berührt sich vielfach mit dem Maifest und Frühlingsempfang, was die angezündeten Freudenfeuer dartun.*) Die Feier ist in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten.**)

Am ersten Sonntag im Mai werden noch die Maibäume gesetzt. Im feierlichen Zug wird er aus dem Wald geholt und vor dem Wirtshaus aufgerichtet. Auf einen schönen Maibaum ist jedes Dorf stolz. Unerläßliche Bestandteile sind: oben der Maibüschel, dann das Leiden Christi, d. h. alle Werkzeuge seines Leidens, weiter Kirche und Bauernhaus, Bauer und Bäuerin, die Zeichen der Gewerke und zu unterst vier Armbrüste gegen die vier Winde, das drohende Symbol bäurischer Wehrhaftigkeit gegen jeden Feind.

Das Fest der Sommersonnenwende ist am Tage Johannis des Täufers, den 24. Juni. Der Abend dieses Tages ist merkwürdig wegen seiner uralten Freuden und Gebräuche. Er entspricht dem Abend der Wintersonnenwende. Allerwärts brennen Feuer; vor Alters dem sterbenden Lichtgott, der an diesem Tag der Nacht zu unterliegen beginnt, zu Ehren. Es waren heilige Opferfeuer. Jedes Haus mußte — wie am alten Opfer — Anteil haben an dem Sunnwendfeuer und seinem Segen. Kinder ziehen am Vorabend singend von Haus zu Haus, Holz erbittend. Die heilige Flamme ist noch heilkräftig. Krankes Vieh treibt man hindurch, daß es gesunde. Mancher Hausvater löscht sorgfältig das alte Herdfeuer aus und trägt sich in einem Brand des Sunnwendfeuers das wohltätige Element in neuer segensreicher Wirkung nach Hause. Ein alter Liebesbrauch ist der, mit seinem Schatz Hand in Hand durch die heilige Flamme zu springen. Im Lechrain singt dabei der Bub:

Untə'm Kopf und obə'm Kopf tuə i meĩ Hiətl schwingə̃
Madl wan-d-mi gê'n hast, durchs Fuir muəst mit mə springə̃.

---

*) Grimm, Mythologie II, S. 715 u. f. w.

**) S. oben, das zu Lätare Gesagte. S. 102.

Früher wurde das Sunnwendfeuer auf dem Marktplatz größerer Städte angezündet. So tanzte König Friedrich auf dem Reichstag zu Regensburg 1496 mit schönen Frauen um das auf dem Markte angezündete Feuer.*)

Drei Juni-Nächte, Veit, Sunnwend und Peter und Paul sind Freinächte für Bilmesschneider. Der Bilmesschneider ist ein böses Wesen, welches in Gestalt eines Mähers oder Schnitters mit einer Sichel an bestimmten Tagen durch die Getreidefelder geht und die Halme abschneidet. Männer, die mit dem bösen Feind im Bunde stehen, können den Bilmesschnitt machen. Es geht übers Kreuz von einem Eck des Ackers zum andern und doch ists als ob alle Aehren abgeschnitten wären. Nur auf Kornäcker, auf Roggen und Leinsaat geht er, also auf jene Frucht, die dem Menschen zur Nahrung und Kleidung dienen. Der Bilmesschneider hängt mit dem Heidentum zusammen. Dies erhellt aus seiner mythischen Gestalt, aus dem teuflischen Charakter. Die angeschnallte, goldene Sichel deutet auf die Aernte, der Bock, den er reitet, ist sein geheiligt Tier. Die Bocksopfer nach der Aernte sind bekannt. Wir haben hier also einen Aerntegott vor uns, den Gott des Feldsegens, wahrscheinlich Donar oder Thor, auf den der Bock weist. Wie die Drud als Göttin in ihrer Priesterin menschliche Gestalt annimmt, gleichsam in dieser sichtbar wird, so geht hier der Gott in seinen Priester über. Der Bilmesschneider ist der Priester, der seinen Gott den Dank für den verliehenen Segen der Feldfrucht einsammelt, die Opfergabe vom gläubigen Heiden erhält, weil er die Saat in seines Gottes Namen geweiht hat. Dem Christen gilt er natürlich als Diener des Teufels, als dessen Verbündeter, da der heidnische Gott gegenüber dem wahrhaftigen Gott teuflisches Zerrbild ist.**)

Zäh am Hergebrachten hängend, konnte das Volk nicht ganz aufgeben, was ihm so lange teuer war. Deshalb tat es heimlich, was weiland öffentlich geschah. Und steckt es heute noch in die Saaten geweihte Feuerbrände und Palmzweige, gießt es Weihwasser drauf und schießt es geweihte Kugeln über das Feld, so will es

*) Schmeller II, Sp. 298 u. s. w.

**) Schönwerth I, 426 u. s. w.

zwar nicht mehr den Segen des alten Gottes gewinnen, sondern gegen ihn, den Teufel, sich schützen. Die Sache ist die alte, das Verständnis ist ein anderes. Das Einstecken der Brände von heiligen Feuern, wie etwa vom Sunnwendfeuer, in die Leinsaat geschieht, daß der Flachs lang wachse. Die Weihe mit Wasser haben wir schon bei der germanischen Taufe kennen gelernt. Das Wasser hat Heilkraft. Der Baum, der die Palmzweige gibt, muß einst von tiefer Bedeutung gewesen sein. Es ist die Silberpappel, auch Wunderbaum, Götzenholz, Heiligenholz genannt.*)

Auch Pfingsten hat die Feier eines altheidnischen Brauches, das Spiel des Pfingstls, Pfingstlümmels oder Wasservogels. Ein Strohmann oder eine ausgestopfte Menschenfigur wird an vielen Orten von den jungen Leuten in Prozession herumgetragen und in der Nacht der faulsten Dirne entweder vor das Haus oder auf die Dachfirste gesetzt. Da und dort wird die zuletzt zur Herde getriebene Kuh erwählt, den Pfingstling darauf zu setzen und ihn der Dirne als Bräutigam prozessionaliter zuzuführen. Wieder anderwärts muß sich der zuletzt fertig gewordene Bursche als Pfingstlümmel und wo ein Teich oder Bach ist, als Wasservogel producieren. Nach dem Nachmittags-Gottesdienst reitet er in Mitte seiner Kameraden in den Wald. Hier wird er mit Laub und Zweigen oder Schilf eingebunden. Dann gehts im Triumph dem Dorfe zu. Alles was laufen kann, folgt dem Zug zum Wasser, in das der Wasservogel vom Pferd herabgeworfen wird. Nach der Collekte von Eiern, Butter, Schmalz, auch Geld, zu welcher man in Sprüchen auffordert, gehts ins Wirtshaus, wo ein gemeinschaftlich Mahl unter Sang und Klang die Feier beendet. „Der Sinn des Wasservogels ist klar, sagt Jakob Grimm; wie aus dem Eimer das Wasser auf den Wasservogel, so soll der Regen vom Himmel auf die Erde niederströmen. Es ist die geheime echt symbolische Beziehung des Mittels auf den Zweck.“ Diesen Ausspruch bestätigen die Bräuche des Wasservogels. Manchfache Züge des Spiels lassen ein hohes Fest des Altertums erkennen, ein Fest dem Gotte zu Ehren, der Segen und Fruchtbarkeit durch warmen Regen in der Zeit (Pfingsten) gewährt, wo ihn die Pflanzen sehr nötig haben.

*) Schmeller I, Sp. 230 und II, Sp. 1037.

Verschiedenes deutet auf Wuotan und Donar, welche auf ihrem Wagen erscheinen und um Gedeihen der Frucht und um Regen angerufen werden. Der Spruch in Niederaltaich fordert zu genannten Gaben auch einen Roßkopf. Der Zug ist echt. Bekannt ist, daß unsern Vorfahren unter allen Tieropfern das des Pferdes das vornehmste und heiligste war. Das Fleisch ward verzehrt, der Kopf aber aufgestellt und dem Gott geheiligt. Grimm bringt auch die auf dem Giebel der Bauernhäuser geschnitzten Pferdehäupter in diesen Mythenkreis.*)

Die Lust an Aufzügen ist bei unserm Landvolk eine sehr lebendige. Seit uralten Zeiten werden jeden Sommer gewöhnlich Samstags die Feldumgänge mit Kreuz und Fahne getan. Bei diesen wie bei den zahlreichen kirchlichen Prozessionen zeigt sich die Neigung allerlei Unchristliches beizumischen. So wird den Holzfiguren der Heiligen, die man dabei herumträgt, manche Verehrung gebracht und Segenswirkung von ihnen erwartet, die noch aus den Zeiten stammen, da die heidnischen Priester die Göttergebilde der Germanen auf dem mit heiligen Rossen bespannten oder von Rindern gezogenen Wagen durch die Gauen fuhren, damit sie Heil den Menschen und den Feldern brächten.

Der Monat September bringt das Glanzfest des Bauern, die Kirchweih. Einladungen dazu ergehen schon Monate zuvor. Das ganze Haus wird gesäubert und gefegt. Fremde Gäste bringen ein „Waisat" von Milch, Mehl und Eiern als Gegengabe. Hauptfreuden sind Schmaus und Tanz. Am Vorabend werden zum Imbiß Kücheln gereicht. Als Frühstück am Haupttag kommt die hochfestliche Fleischsuppe mit Würsten. Der stets gefüllte Bierkrug steht zu jedermanns Gebrauch bereit. Der Mittagstisch bringt alle Festgerichte bäuerlichen Küchenzettels an Fleisch und Mehlspeisen. Der Abendschmaus ist nicht minder ergiebig. Uebliche Kirchweihspeisen sind: Knödel, Voressen, Rindfleisch, Kraut, Schweinsbraten und abends Kalbsbraten. Für das tanzlustige Volk ist der „Kirta" ein rechtes Fest. Doch ist seit geraumer Zeit eine stetige Abnahme der alten charakteristischen Tanzweisen bemerkbar. Der bekannte bairische Ländler wird noch besonders lebhaft von dem Gebirgsvolk an der

*) Schmeller I, Sp. 436, Panzer II, S. 444 und Grimm I, S. 41.

Loisach und der Mangfall getanzt und zwar mit furchtbarem Stampfen und von unaufhörlichem Pfeifen, Jauchzen und Singen begleitet. In Miesbach und Tegernsee heißt dies „das Platteln" und wird dort mit großem Eifer und einer naturwüchsigen Grazie geübt.

Allerheiligen und Allerseelen sind dem Andenken der Verstorbenen geweiht. Der Freithof wird gereinigt, die Gräber geziert. Mit roten Vogelbeeren, die dem Gotte Thor geheiligt waren, werden Einfassungen und Figuren drauf gezeichnet. Die sogenannte Todtenblume (calendula officinalis) wird in einem Kranz von Singrün unten um das Grabkreuz gewunden, der Weihbrunnen mit frischem Wasser gefüllt und ein Buchszweig hineingelegt. Der Buchsbaum gehört zu den Sterbegegenständen. An diesen Tagen werden Gräber besucht und Seelenzöpfe geschenkt. Die Kerzen, die an Allerheiligen brennen, sind rot. Jetzt ist die Zeit, wo die Geister offen walten und schalten. Das wilde Gejäg, die Holzweiblein und Hojemännlein, die verwünschten und die weizenden Seelen, sie alle haben bis Dreikönig Erlaubnis zu weizen*) und zu spuken nach Herzenslust.

Die wilde Jagd. Wuotan jagt, begleitet von den Einherjar, den schlachtgefallenen Helden, und den Walkyren, den reitenden Schlachtjungfrauen, im sausenden Sturme daher. Als ihr Gott führt er die Helden zur Schlacht. Drum ist sein Zug unaufhaltsam, er geht über Berg und Tal, über Wald und Wasser, ja durch Häuser hindurch. Heldenmut war die erste Tugend aller Helden, aber die Herrschaft ist dahin, und so kühlen sie ihren Mut nur mehr im Jagen. Der Zug geht durch die Luft, bei Tag oder bei Nacht, immer dieselbe Straße. Menschen, die des Weges kommen, müssen sich aufs Angesicht niederwerfen oder ihr Haupt verhüllen, denn die Gottheit dürfen sie nicht schauen. Der treue Eckart geht deshalb voraus und warnt. Als der Böse führt Wuotan böse Geister und Hexen mit geisterhaften Tieren, Hunden und Katzen, durch die Luft. Höchstens gilt da seine Jagd den armen Seelen,

*) Schmeller II, Sp. 1059. Die Weiz, Weize ist die Strafe der abgeschiedenen Seelen, auch Höllenspuk, Geisterspuk, dann eine arme Seele, welche, wo sie gesündigt, zur Strafe umgehen muß.

die ihm nicht verfallen, noch der Erlösung harren. Zuwachs kriegt sein Heer an jenen Christen, die über dem Waidwerk ihres Gottes vergessen oder grausame Gebieter ihrer Untertanen waren; denen muß er sogar da und dort die Führerschaft abtreten. — Die Wälder sind heilig: ihrer hütet der Hoymann und das ist ursprünglich kein anderer als Wuotan, welcher den Wald heiligt, in dem er verehrt wird. Mit dem Rufe Hoy! Hoy! beklagt er sein untergegangenes Reich. Dieser Ruf sollte einst Unberufene von seiner geheimnisvollen Feier abhalten. Hoy ist Hag d. h. der eingehegte, befriedete Wald. Wie Drud, Hexe und Bilmesschneider auf Priester und Priesterinnen zurückgeführt werden können, so ist der Hoymann ursprünglich der im Wald verehrte Gott, dann sein den heiligen Wald hütender Priester, der den unbefugt Eintretenden straft. In diesen Hoya — es gibt wenig größere Ortschaften, die nicht ihr Hoy hätten, geht es um und nicht selten wird der Schimmel, Wuotans heiliges Tier, bald mit, bald ohne Kopf und Reiter gesehen.*)

Der 6. November ist der Leonhardstag. Dieser Heilige wird in vielen Gegend durch große berittene Walfahrten — Leonhardsritte — gefeiert. St. Leonhard ist der Hauptpatron und Beschützer der Viehzucht. Ihm opfert man die Hufe der kranken Rosse, die er heilen soll, entweder in natura oder in Wachs abgebildet. Seine Kapellen sind voll davon. Diese stehen mitten in stillen Wäldern und sind oft mit eisernen Ketten umspannt. Die Kirchweih dieser Kapellen sind im Hochsommer. Die Bauern der Nähe kommen schon am Vorabend zur Vesper, jeder mit zwei Rossen und reiten um die Kirche. Am Festtag selbst fahren die Leute in aller früh viele Meilen weit auf Leiterwägen her, die mit Kränzen, Farben, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannen aufs festlichste geschmückt sind. Auch die vorgespannten vier Pferde und den Lenker zieren Bänder, Strauß und Schleifen. Wohlhäbige Bauern haben für diese Fahrt einen eigenen Wagen, die sogenannte Leonhardstruhe. Diese fassen 20—30 Personen. Und 40—50 solcher Gespanne kommen zusammen und umfahren hintereinander im raschen Trabe die Kapelle. Die Mädchen singen fromme Lieder,

*) Schönwerth II v. O.

die Bursche machen mit ihren Instrumenten vor der offenen Kirchentür Musik. Der Nachmittag gehört dem Vergnügen. Kaufbuden mit Eß- und Trinkwaaren, Kochherde und Tanzboden bieten genug des Angenehmen. Oft sind über tausend Menschen versammelt. Wie sehr das Volk diese Feier liebt und hoch hält, beweist, daß es nach Leonhard ebenso als nach Georgi und Michaeli die Zeit berechnet. Nach Grimm und Panzer ist die Leonhardsfeier der altheidnische Heraklesdienst.*)

Im November, wenn alle Feldarbeit ruht und die Abende lang sind, geht das Spinnen an. Da kommen die Weiber und Dirnen zusammen mit Kunkel und Spinnrad; das heißt man in den Rocken fahren, in die Kunkel gehen. Das hohe Alter dieser Sitte liegt schon im Worte „fahren" statt gehen. Die Zeit ist gewöhnlich von abends 6—9 oder 10 Uhr. Gesponnen wird nicht beim Kerzenlicht, sondern bei der althergebrachten Kien- oder Spanleuchte. Trauliche Gespräche verkürzen Zeit und Arbeit. Gegenstand der Unterhaltung ist die gute alte Zeit und die böse Gegenwart, die geselligen Sitten der Vergangenheit, die Erlebnisse der Groß- und Urgroßeltern, dazwischen geheimnisvolle Dinge von Geister- und Gespensterspuk. Der Eindruck von letzteren ist um so schauerlicher, je düsterer die Beleuchtung. Um halb 9 Uhr werden die Räder bei Seite gestellt und jetzt heißts: „Scherz auslassen, Elend oder Dummheiten machen." Die Bursche, die bisher Spänschneiden oder allerhand Schnitzwerk beschäftigte, tun sich besonders herfür. Daß mancher Unfug mit unterläuft, kann nicht geleugnet werden. Die Spinnstuben sind auch fort und fort verboten worden. Ob damit was genützt wurde, muß dahingestellt bleiben. Diese Rockenstuben sind ein Hauptmittel der Erhaltung alter Sagen und Sitten.**)

Mit dem ersten Donnerstag im Advent kommen Kinder und arme Leute vor die Häuser im Dorfe und indem sie mit hölzernen Hämmerchen oder sonst an die Türe klopfen und einen gewissen Reimspruch hersagen, erbitten sie sich eine Gabe. Das heißt man die Klöpflsnacht anwünschen. Heunt is Klöpflsnachht! Die Gaben

*) Panzer II, S. 404 vergl. Tacitus Germannia Kap. 9.

**) Schönwerth I, S. 410 und Schmeller II, Sp. 46.

bestehen in Aepfeln, Nüssen und Brot. Jeden Donnerstag im Advent bis zu hl. Dreikönig dauern diese Klöpfls- oder Genachten.*) Einer der gewöhnlichsten Reimsprüche heißt:

Hóllə hollə! Klopf ẵ!
D·Frau hàt ə̃n schö̃n Mẵ.
Geit mə d·Frau ə̃n Küəchəl z· Lŏ̃,
das i ʾən Herrn g·lobt hẵ,
ə̃n Küəchəl und ə'n Zə̬ltn,
deʿ Pedə werds vəʿgə̬ltn,
də' Pedər is ə̃ hàligə Mẵ,
der àllé Ding veʿgə̬ltn kẵ.

Am 6. December ist der hl. Nikolaus. Der kommt und beschenkt die braven Kinder, die bösen übergibt er seinem Knecht Ruprecht zur Bestrafung. Der versetzt sie in nicht geringen Schrecken mit seiner Birkenrute, dem Zwergsack und der rasselnden Kette.

Mit dem Thomastag, den 21. December, beginnen die Rauchnächte. Dies sind die zwölf Nächte und überhaupt die Zeit zwischen Christi Geburt und hl. drei König, welche der Volksglaube für besonders geeignet hält, sich mit der Geisterwelt in Verbindung zu setzen, namentlich die Nacht zum Christtag, Neujahrs- und zum Dreikönigstag. Was in diesen Nächten Schauerliches und Geheimnisvolles vorgeht, von dem weiß jung und alt viel zu erzählen. Das wilde Gejaid geht am ärgsten. Einige machen aus dem wetterlichen Zustand dieser zwölf Nächte zuversichtliche Schlüsse auf den der zwölf Monate des kommenden Jahres. Weit und breit ist das Loßeln d. i. abergläubische Handlungen vornehmen, um daraus auf die Zukunft zu schließen. Dies geschieht durch Bleigießen, Zaunsteckenzählen, Holztragen, Brunnenschauen, Schuhwerfen, Betstaffel treten, am Ofenloch horchen**) u. s. w. Daß diese dem christlichen Aberglauben so bedeutende Zeit mit dem vorchristlichen, im Solstitium üblichen Cultus (vergl. Sunwend) eine gewisse Verbindung hat, braucht nur der Erwähnung. Am Vorabend vor Weihnachten wird wie am Thomasabend alles ausgeräuchert und mit einem hohen Weihbrunnen in den drei höchsten Namen be-

*) Schmeller I, Sp. 867 und 1337.
**) Schmeller I, Sp. 1519.

sprengt. Dabei werden vom Geistlichen mit geweihter Kreide die Anfangsbuchstaben der hl. drei Könige † C. † M. † B. an die Türen geschrieben. Am Vorabend des Christtages gehen noch jetzt in mancher Gemeinde irgend ein armer Selder mit seinen Kindern durch das Dorf und singt ein schönes Weihnachtslied. Dies ist ein uralter Brauch und gewährt allen große Freude.

Außer den kirchlichen Feierlichkeiten wird der erste Weihnachtsfeiertag durch drei Mahlzeiten ausgezeichnet und dabei tüchtig Fleisch gegessen. Bei Aermern scheint sich die uralte Sitte der Opfergemeinschaft beim Julfest erhalten zu haben; es schlachten und verzehren nämlich mehrere Häuser gemeinsam eine Kuh. Auf dem Lande ist der Christbaum und die Weihnachtsbescherung nicht bekannt. Es ist das eine norddeutsche protestantische Sitte, welche in München seit den Tagen der Königin Karoline eingeführt wurde.*)

Der dritte Weihnachtsfeiertag ist der Tag des Evangelisten Johannes. Am Morgen wird der ganzen Pfarrgemeinde Wein aus einem besondern Becher zu trinken gegeben. Dieser Trunk heißt Johannessegen. Ebenso weiht der Pfarrer den Wein für die unterm Jahr zu Trauenden, die Johannisminne.**) Mit Sylvester schließt das Jahr.

Und so haben wir das Leben unsers altbairischen Volkes, wie es im Laufe des Jahres gelebt wird, in seinen Hauptpunkten dargestellt. Wir sind uns lebhaft bewußt, daß wir nur sehr wenig bieten; immerhin mag dies wenige hinreichen Tun und Treiben unsers Volkes zu erkennen. Wer Liebe zum Volke hat, dessen Aug und Ohr wird sich schärfen und er wird aus dem Kreise seiner Beobachtung ergänzen, was fehlt. Ueber die drei wichtigsten Lebenspunkte — Taufe, Hochzeit und Tod — werden wir andern Orts reden. Daß wir mit besonderm Fleiß den Zusammenhang wie bei der Sage so bei den Sitten mit alter Zeit nachzuweisen uns bestrebten, wird keiner Rechtfertigung bedürfen. Möge nur jeder die Lehre daraus ziehen, die so notwendig ist, wenn man das Volk recht verstehen will, die Lehre pietätvoller Behandlung. Dieses zähe Festhalten, es mag manchen Fortschritt aufhalten, hat andererseits seinen großen Segen. Wo käme ein Volk

*) Aus dem Lechrain S. 210.

**) Grimm I, 52.

hin, das lediglich in großen Städten heranwüchse. Es würde ehestens verderben. Darum nicht zerstören, sondern erhalten. Es ist noch nicht lange her, da erachtete jeder, der sich anmaßte gebildet zu sein, es für seine Aufgabe, den angeblichen Aberglauben des Volkes auszurotten, man ahnte wohl nicht, welchen Schatz von Voksmoral man zerstörte. Es ist besser geworden. Justus Möser in Osnabrück hat vor hundert Jahren dringend empfohlen das bäuerliche Leben in seiner Eigenartigkeit zu schonen. Herder hat auf die Volkslieder aufmerksam gemacht, die beiden Grimm haben den Wert der deutschen Dialekte erkannt, haben den lebendigen Quell reiner Poesie in den deutschen Märchen und Sagen erschlossen, und so kommt allmählich der Respekt vor dem Volksleben. Vieles ist schon verloren, doch des Vorhandenen ein noch reicher Schatz. Eingefügt in Sitten und Bräuchen gehen dem Volke die Jahre dahin; was dem Vater, dem Groß- und Urgroßvater heilig und teuer war, das ist es dem Sohn und Enkel nicht minder; wie es der Vater gehalten, so hält es der Sohn. Sein Verhalten gründet in dem Worte:

D'Gwonət is ən eisə'ne Pfaəd,*)
Wer s'auszuihht, thuət si laəd.

Als Anhang zu diesem Kapitel mögen hier zwei Spiele stehen, die in München bis heute noch üblich sind. Da in Städten, zumal in großen, volkstümliche Eigenart sich mehr und mehr verwischt, ja untergeht, so sind diese beiden Besonderheiten für München ganz besonders interessant.

Der Metzgersprung in München.

Panzer I, S. 226.

Baumgartner erzählt in seiner Schrift: Der Faschingsmontag: „Jedes Jahr am Faschingsmontag feiern die Metzger in München ein Fest, der Metzgersprung genannt, dessen Entstehung die Sage in die Zeit zurückführt, wo in München eben die Pest herrschte.

Während die von der Pest übrig Gebliebenen mit bleichen Gesichtern und abgemagerten Gliedern noch hinter ihren Guckerln

*) Schmeller I, Sp. 443.

saßen, erschallte Musik und Schalmei durch alle Straßen. Man eilt an die Fenster und sieht die Metzger in geputzten Schaaren herumziehen und die jungen Lerner derselben in den Fischbrunnen springen, und alles mit Wasser begießen: während die Schäffler mit grünbelaubten Reifen in den mannigfaltigsten Wendungen einen Rundtanz aufführten, und die Gredl in der Butten zuweilen einen vorlauten Buben aus dem Haufen im Gesichte schwarz machte. Jung und alt half nun einander aus den halbausgestorbenen Häusern heraus, eilte dem Zuge nach und lachte mit."

Vierzehn Tage vor dem Fasching versammelt man sich in Gegenwart der Beisitzer an einem Sonntage auf der Herberge zu dem sogenannten Büscheltanz. Dort wird alles verabredet und wer beim Umzuge die Kanne und den Becher zu tragen hat. Die beiden werden für diese Zeit die Hochzeiter benannt.

Am Faschingsmontag morgens 9 Uhr versammeln sich alle Fleischhackergesellen reinlich angezogen, mit blauen Mänteln angetan, jeder mit einem lebendigen Blumenstrauße in der Hand. Einige Metzgerbüberln in schwarzen Beinkleidern, roten Westen und Röckerln, mit grünen Hüten auf dem Kopfe, den Stahl an der Seite werden auf saubere Pferde gehoben. Die Lerner, welche freigesagt werden, sitzen im roten Jänker, den saubern Schäber umgeschürzt, ebenfalls auf muntern Metzgerpferden.

Nunmehr wird der Hochzeiter aus dem Hause seines Dienstherrn mit Musik feierlich abgeholt. Von da geht der Zug zum Altgesellen, von da auf die Herberge und dann an die St. Peterskirche zur heiligen Messe. Die Musik und die Berittenen eröffnen den Zug, auf diese folgen die Gesellen und der Altgeselle nebst den Beimeistern schließen. Die Kannen- und Willkommsträger, sowie der Altgeselle, der freispricht, sind auf alt herkömmliche Weise mit roten silberbordierten Röcken, derlei dreieckigten Hüten, dann mit einem Bandelier bekleidet, woran der Degen hängt. In der Zwischenzeit sind auf dem Hauptplatze alle Fenster von schaulustigen Menschen besetzt worden, und das muntere Volk treibt sich schon um den Fischbrunnen herum, auf welchem eine lange Tafel bereit ist, damit die Lehrlinge und der Altgesell darauf stehen können.

Von der Kirche weg geht der Zug in die königl. Residenz, um Sr. Majestät dem Könige und der königl. Familie die schul-

digste Huldigung zu bezeigen, durch die Hauptstraße auf den Platz, um den Fischbrunnen herum. In einem benachbarten Haus kleiden sich die Lehrlinge um. Um 12 Uhr erscheinen sie wieder, geführt von ihrem Altgesellen. Die Lehrlinge sind von Fuß auf weiß gekleidet und mit Kalbschweifen verzieret, welche, wenn sie sich schütteln, um den ganzen Leib und um den Kopf herumpudeln. Dreimal gehen sie auf dem Rande des Brunnens herum. Nun werden von dem Altgesellen, unter dem Jubel des ganzen Volkes, die Gesundheiten ausgebracht, wobei jedes geleerte Glas in den Brunnen zurückgeworfen wird, weil aus einem Glase, womit die allerhöchsten Namen des Königs und der k. Familie ausgebracht worden sind, kein anderer mehr trinken soll. Hierauf folgt die Freisprechung:

Altgesell: „Wo kommst du her, aus welchem Land?"

Lerner: Allhier bin ich ganz wohl bekannt, allhier hab ich das Metzgerhandwerk aufrichtig und redlich gelernt, eben darum will ich auch ein rechtschaffener Metzgerknecht werden.

Altgesell: Ja, ja! Allhier hast du das Metzgerhandwerk aufrichtig und redlich erlernt, sollst auch ein rechtschaffener Metzgerknecht werden. Du sollst aber getauft werden bei dieser Frist, weil du gern Fleisch, Bratwürst und Brädel ißt. Sag an mir deinen Namen und Stammen, so will ich dich taufen in Gottes Namen.

Lerner: Mit Namen und Stammen heiß ich N. N. in allen Ehren, das Taufen kann mir niemand wehren.

Altgesell: Nein, nein! Das Taufen kann dir niemand wehren, aber dein Namen und Stammen muß verändert werden. Du sollst hinfort heißen Johann Georg Gut, der viel verdient und wenig vertut.

Während dem Sprunge schlägt der Altgesell den Freisprechenden mit der flachen Hand immer zwischen die Schultern, damit derselbe wisse, wie es in der Welt nicht immer in Floribus zugeht, sondern daß man so manche Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Lebens mitunter zu ertragen habe. Nunmehr springen die Freigesagten in den Brunnen hinunter, werfen Nüsse unter das Volk, und bespritzen mit ihren Schäffeln die lustigen Buben, welche die Nüsse aufklauben wollen, zum allgemeinen Gelächter mit tüchtigen

Wassergüssen. Wenn dieser Scherz vorüber ist, steigen die Freigesagten wohl durchnäßt wieder auf den Rand des Brunnens; denn nunmehr haben sie alle Unarten der Lehrlinge wohl von sich abgewaschen und zugleich durch diese Ceremonie versprochen, in ihrem Handwerke alle Reinlichkeit zu beobachten. Jedem wird ein Serviet um den Hals gebunden und von einem auf dem Arm hinaufgehebten Metzgerbüberl ein rotes Band mit den alten, harten, blinkenden Talern, die er in der Taufe und Firmung zum Angebinde erhalten hat, angehängt. Von diesem Momente an ist der Lehrling frei, darf sich in die Gesellschaft der übrigen Gesellen mischen, mit ihnen trinken und auf ihren Gelagen mit einem ehrbaren Mädchen tanzen. Wenn die Freigesprochenen sich wieder angekleidet haben, geht der Zug wieder auf die Herberge zurück.

Der Schäfflertanz in München.

Panzer I, S. 230.

Anton Baumgartner sagt in seiner Schrift: Alle sieben Jahre, die nächste Woche nach Fastnacht und in der Fastnacht selbst, wird in München der Schäfflertanz aufgeführt. Ein paar Wochen zuvor beschäftigen sich die Schäfflergesellen, alles zu diesem Festtanze vorzubereiten, und auf ihrer Herberge Tanzunterricht zu nehmen. Dann werden gewählt: Der Umfrager, welcher Erkundigungen einzieht, wo getanzt werden darf, der Vortänzer, welcher einen mit Bändern geschmückten Stab hält, der Reifschwinger, der Nachtänzer, der Spaßmacher und 16—20 Gesellen, bestimmt die mit Buchs und Bändern gezierten Reifen zu drehen, unter einem hüpfenden Tanze, bei dem Schalle der Musik den großen Achter zu tanzen, allerlei Gänge und Lauben daraus zu bilden, und sich am Ende der labyrintischen Wendungen doch wieder in eins zu vereinigen.

Die Kleidung der Tanzenden besteht aus einer grünen Kappe mit weißen und blauen Federn, schwarzem Halstuche, roter Aermelweste, weißer Weste, Beinkleider von schwarzem Manchester, gelbem Vorfelle, weißen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen.

Seiner Zeit befand sich noch bei diesem Tanze die Gredel in der Butten, nämlich ein Lustigmacher, die vier Affen aus der Eichel=

karte auf seinem vierfach aufgeschlagenen Hute aufgesteckt, welcher von einem ausgeschoppten alten Weib gleichsam in der Butte auf dem Rücken getragen wurde und eine lange Wurst zum Necken des Troßes aus dem Volke in der Hand hatte. Trommeln und Pfeifen erklangen auf die nachfolgende Melodie:

Gredel in der butten
wie viel giebst du oar?
i gieb nit mehr, i gieb nit mehr,
als um än Kreuze sechsi,
und um än batz'n zwoa.
und wenn du mir nit mehra giebst,
als um än batz'n zwoa,
so bhalt du deine butten,
und alle deine oar!

Diese Maske rührt davon her, weil nach der überstandenen Pest ein Bauernweib mit Eiern in ihrer Butte sich zum ersten in die halb entvölkerte Stadt hereingetraute.

Die Entstehung des Schäfflertanzes erzählt eine Volkssage wie folgt: Einst wütete in München eine böse Seuche, welche viele Menschen dahinraffte. Die Seuche brachte ein Lindwurm, der sich unter der Erde aufhielt. Als aber das Ungeheuer aus der Erde herauskroch, wurde es getödtet. Obgleich nun die Pest im Abnehmen war, so hatte sich doch aller Furcht und Schrecken bemächtigt; niemand wagte sich auf die Straße; Türen und Fenster blieben verschlossen. Da faßten die Schäffler zuerst Mut, zogen vor die Häuser, führten Freudentänze auf und ermunterten hierdurch die Leute ihre ungesunden, dumpfen Wohnungen zu verlassen und an ihrer Lust teilzunehmen.

Zweifellos sind beide Gebräuche, der Metzgersprung und der Schäfflertanz, heidnischen Ursprungs. Scheu vor den gestürzten Göttern war auch den Christen noch eigen. Allgemein war der Glaube, daß die Götter, die Menschen zu strafen, verheerende Fluten aus ihren altheiligen Bergen und See'n strömen, hinraffende Seuchen kommen lassen. Daher die Sühne der erzürnten Mächte durch Opfer und öffentliche Feste, wo Tänze nicht fehlen durften.

Der Schäfflertanz hat mythischen Hintergrund; nicht minder auch der Metzgersprung. Die Bräuche des Wasservogels wie des

Metzgersprungs sind symbolische Handlungen. Wie die Metzgerjungen in München aus dem Fischbrunnen die Umstehenden mit Wasser begießen, so soll Regen vom Himmel auf die Erde niederströmen. Diese Spiele sind Reste eines hohen Festes im Altertum, dem Gott zu Ehren, der Segen und Fruchtbarkeit durch warmen Regen gewährt. Der Wasservogel, beziehungsweise der Metzgersprung, berührt sich mit Woutan und Donar, welche auf ihrem Wagen erscheinen und um Gedeihen der Frucht und um milden Regen angerufen werden.*)

Volksschauspiele und Kinderspiele.**)

Volkstheater, von Bauern selbst gespielt, finden sich heute noch im bairischen Hochland. Früher über das ganze Land verbreitet, sind sie sicher sehr hohen Alters. Die eigentlichen und ältesten Anknüpfungen des Schauspiels sind die Volks- und Kinderspiele, heidnische Opferversammlungen und Julfeste, Scenen aus der Tierfabel, Einführung und Verkündigung des Sommers, Mairitte, Vermummungen, die sich um Frau Holda, Berchta und den Knecht Ruprecht drehen. Die Kirche bemühte sich einen Teil dieser Spiele mit erbaulichen Vorstellungen zu vermählen, ihnen christliches Gewand zu verleihen, so entstanden die geistlichen Komödien oder Mysterien, die Charfreitags-, Oster- und Weihnachtsspiele. Und in der Tat bot die heilige Geschichte eine Menge Handlungen von großer dramatischer Wirksamkeit. Die heitern Feiertage wurden durch Schaustellungen, Lieder und Sprüche gefeiert. Alle diese Spiele hatten dramatischen Charakter. Kein Tal im bairischen Gebirgsland, in dem nicht gespielt wurde. Am meisten und längsten hat sich das sogenannte Passionsspiel gehalten. Nachdem durch den 30jährigen Krieg viel geschädigt und verloren ging, erhob sich das

*) S. S. 108.

**) Bavaria I. Band. — Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert von J. Tittmann. Leipzig 1868. — Deutsche Dichtungen im Mittelalter von K. Goedeke. Dresden 1871. — L. Steub, Aus dem bairischen Hochland. München 1850. — L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1857.

Volksschauspiel im 18. Jahrhundert aufs neue. In der letzten Hälfte genannten Jahrhunderts finden sich Bauernbühnen zu Neubeuern, Niederaudorf und Flinzbach, zu Aibling, Tölz, Mittenwald und Ammergau. Die Ammergauer-Passionsspiele sind so häufig schon geschildert worden, daß wir hier nur weniges sagen wollen.

Die Bühne befindet sich im Freien; ein breites, nicht tiefes Proscenium läßt nach beiden Seiten in die Straßen von Jerusalem blicken. Im Mittelgrund ist eine zweite, kleinere Bühne, durch einen Vorhang verhüllbar. Das Proscenium füllt ein Chor von Schutzgeistern, der die Darstellung mit Gesang eröffnet. Darauf geht der Vorhang der kleinen Bühne in die Höhe, und jetzt stellt sich der Einzug Christi in Jerusalem dar, dann die Austreibung aus dem Tempel und der Rückgang des Herrn nach Bethanien. Nun kommt wieder der Chor, um das Gesehene und die jetzt folgenden plastischen Darstellungen, die dem alten Testament entnommen sind und die Geschichte Jesu vorbildlich andeuten, zu erklären. Diese symbolischen Bilder wechseln mit der dramatischen Darstellung der Leidensgeschichte des Herrn stetig ab bis das Ganze mit der Auferstehung einen erhabenen Schluß erhält.

Die Loslösung der geistlichen Schauspiele vom Gottesdienst hatte die weltliche Komödie zur Folge. Ja mit um so größerer Lust warfen sich die Schauspieler auf die letztere, als dabei ein Erwerb sich darbot. Das Aeußere der Bühne ist eine Nachahmung der Ammergauer, im Rococostil hergerichtet. Gewundene Säulen aus scheckigtem Holzmarmor, goldene Capitäle, Vasen, Schilde und Festons zieren sie. Die Dekoration ist ziemlich einfach; der Rittersaal goldstrahlend, der Kerker erschreckbar; die Garderobe dem Mittelalter, der Romantik entsprechend. Das Ritterkostüm darf keiner bäuerlichen Theatergarderobe fehlen. Bösewichter und Tyrannen erscheinen gewöhnlich in schwarzer und roter, die unschuldig Verfolgten in weißer und blauer Farbe. Könige und Prinzen tragen schweren Hermelin und Purpur und gewaltige Federbüsche.

Das Repertoir dieser Bühnen enthält allerdings manche Geschmacklosigkeiten, doch auch sehr viel Gutes. Die in den Volksbüchern enthaltenen Sagen werden mit aller Naivetät ihres Ursprungs, dramatisch oft sehr wirksam gegeben. Genofeva, Herzogin Hirlanda, Gräfin Itha von Toggenburg u. v. a. sind das Ergetzen

unsers Landvolks. In neuerer Zeit haben die trefflichen Erzählungen von Christoph Schmid weitern Stoff für ihre Bühne geboten. Dichter wie Schauspieler gehören dem Landvolk an.

Wo Schauspiele, wie die genannten, häufig gegeben werden, da zeigen die Bewohner für alles Bessere mehr Sinn und Geschmack. Die Volksschauspiele sind gewis ein schöner Ausdruck und ein Förderungsmittel des poetischen, sittlichen und religiösen Lebens unserer altbairischen Bevölkerung.

Zwei Volksspiele, die dramatisch sehr lebendig gehalten sind, mögen hier noch eine Stelle finden.

Der Wolf.

Panzer II, S. 187.

Panzer erzählt: In der Gegend von Laufen, Surheim u. a. in Oberbaiern wird von den jungen Leuten bei dem Abdreschen, Flachsbrechen, Rockenreisen u. dgl. ein beliebtes Spiel, der Wolf genannt, gespielt. Ein Bursche zieht eine umgekehrte Pelzjacke an, bedeckt sich mit einer Pelzhaube und besetzt die Hosen mit Büscheln des Schilfrohres. Dieser ist der Wolf. Der Wolf wird durch einen andern Burschen an einer langen Kette von außen zur Versammlung in die Stube geführt, welcher ihn durch Schläge zum Tanzen zwingt. Dann wird er in einer Ecke angehängt. Andere sechs Mannsbilder stellen vor: einen Bauern, seine zwei Söhne und drei Schafe. Der Bauer hat einen Buckel, einen großen, eingebundenen kranken Fuß und seine Söhne sind mit Stöcken versehen. Bei der Einführung des Wolfes, und bis jetzt schläft der Vater mit seinen Söhnen auf den Bänken und die Schafe liegen auf dem Boden der Stube. Nun ruft von außen ein hübsches Mädchen, die Gredl, den jüngern Sohn, Hansl, zum Fenster, und während die mit einander plaudern, reißt sich der Wolf los, schleppt die Schafe zur Türe hinaus, und man sagt: der Wolf hat die Schafe gefressen. Der Bauer erwacht, jammert über den Verlust der Schafe, ist sehr aufgebracht über seine Söhne, welche, statt die Schafe zu hüten, schlafen und sich mit Liebeshändeln abgeben und belangt sie bei dem Aktuar. Dieser läßt die Söhne mit dem Vater einsperren,

weil auch er als nachlässig erkannt wird. Sie gehen zur Türe hinaus. Nun setzen sich der Pfleger und seine Frau auf einen auf den Tisch gestellten Stuhl fest neben einander, ihre Füße mit einer Kotze überdeckt. Dann werden die drei Gefangenen zum Verhör vorgeführt. Der Pfleger hält ihnen ihre schlechten Streiche vor und sie müssen vor ihm und seiner Frau auf den Knien abbitten, wodurch sie wieder frei werden. Darüber erfreut, nimmt der Bauer die Bäuerin und seine Söhne jeder ein Mädchen und lassen sich durch den Spielmann auf der Cither, Flöte oder Schwegelpfeife einen Walzer aufmachen. Nach dem Tanze spricht der Vater zu den Söhnen: „Buben! Ich weiß zwei Königstöchter in Afrika; diese möchten gern heiraten und haben sehr viel Geld.“ Die Söhne erwidern: „Das wollen wir, weil sie so reich sind,“ gehen aus der Stube, kommen auf den Schultern eines andern Burschen sitzend, wieder herein und reiten zu den Königstöchtern. Der König sitzt auf einem auf den Tisch gestellten Stuhl, mit überdeckten Füßen und seine zwei Töchter, Urschl und Xaverl sitzen neben ihm, aber tiefer auf einer Bank neben dem Tisch. Die Söhne des Bauern reiten in der Stube herum, die Königstöchter werden ihnen geneigt, und der Bauer, welcher den kürzern Weg über Berg und Tal gemacht hat, und die Worte der Königstöchter vernimmt, ermahnt die Söhne ihre Werbung zu beschleunigen. Das geschieht; der König willigt ein, weil sie angesehene Männer seien. Die Reiter geben dann vor, sie hätten noch manches zu besorgen, reiten durch die Küchentür hinaus, mit geschwärzten Händen wieder herein, steigen vom Pferd, tanzen mit ihren Bräuten und schwärzen ihnen während des Tanzes liebkosend das Gesicht, zur großen Belustigung der Zuschauer.

Der Drachenstich zu Furth im Walde

Schöppner I, S. 93.

wird jährlich am Sonntag nach dem Fronleichnamfeste begangen. Seinen Ursprung verdankt dies Spiel wahrscheinlich einer alten Lindwurmsage. Die auftretenden Personen sind: Ein Rittersmann zu Pferd, in Harnisch und Blechhaube, umgeben von einer Schaar

Trabanten, dann eine Königstochter aus unbekanntem Lande, welche zum Zeichen ihres hohen Standes ein Goldkrönlein auf dem Haupte trägt und mit viel Silbergeschnür behängt ist. Eine Ehrendame, die „Nachtreterin“ begleitet die Prinzessin. Diese nimmt auf einer Bühne Platz und ihr gegenüber stellt sich in einiger Entfernung der Drache auf, ein gräuliches Ungetüm, dicken, ungestalten Leibes, ein Holzgerippe mit bemalter Leinwand überzogen und von zwei im Innern verborgenen Männern bewegt. Mit aufgesperrtem Rachen rennt er oft unter das Volk. Endlich sprengt der Ritter zur Prinzessin heran und sagt:

Grüß Gott, grüß Gott, ihr königliche Tochter mein!
Was macht ihr auf diesem harten Stein?
Mich dünkt's, ihr seid ganz trauervoll,
Die Sach', die Sach' steht nicht gar wohl.

Prinzessin.

Ach, edler treuer Rittersmann!
Mein Not und Treu' zeig ich euch an,
Ich wart dahier auf Drachengräul,
Er wird mich schlucken in schneller Eil.

Ritter.

Schad't nicht, schad't nicht, seid wohlgemut!
Die Sach', die Sach' wird b'währt und gut;
Rufet zu mir und betet zu Gott,
Er wird uns helfen aus aller Not.

Prinzessin.

Ach, edler treuer Rittersheld,
Flieht weit hinweg; flieht weit ins Feld!
Sonst müßt ihr euer ritterliches Leben
Mit mir bis in den Tod aufgeben.

Ritter.

Ich als starker Rittersmann,
Das grausam' Tier macht mir nicht bang;
Mit meinem Degen und Rittershand
Will ich ihn räumen aus dem Land.

Prinzessin.

Seht, seht, ihr Ritter und Herr;
Das grausam Tier tritt schon daher.

Während dieser Worte rückt der Drache heran und stellt sich als wolle er die Prinzessin verschlingen. Der kühne Ritter aber sprengt ihm entgegen und stößt seine Lanze tief in den Rachen des Ungeheuers. Dann zieht er sein Schwert, und haut den Drachen ein paarmal über den Schädel. Nachdem der Drache getödtet, kehrt der Ritter zur Prinzessin zurück und spricht:

Freud', Freud' ihr königliche Tochter mein!
Jetzt könnt ihr frisch und fröhlich sein;
Dem Drachen hab ich geben seinen Rest,
Weil er die Stadt hat lang gepreßt.

Prinzessin.

Ach, edler treuer Rittersheld,
Weil er den Drachen hat angefällt,
Zu seinem Degen und Ritterlanz
Verehr' ich ihm ein schön Ehrenkranz.

Damit steigt sie von der Bühne herab und spricht, indem sie dem Ritter den Kranz um den Arm bindet:

Der Herr Vater und Frau Mutter werden kommen sogleich,
Und werden uns geben das halbe Königreich.

Die Trabanten nehmen alsdann den Ritter und die Prinzessin in die Mitte und geleiten sie in die Herberge zum Rittertanze.

Den Kinderspielen ist wie allen andern Aeußerungen des Volkslebens in neuerer Zeit mehr Aufmerksamkeit gewidmet worden. Man hat erkannt, daß sie eine ergiebige Fundgrube für unsere Sittengeschichte sind. Sie beruhen vielfach auf uralten Ueberlieferungen. An ihnen erkennen wir den altheidnischen Fest- und Opfertanz, die im Waffenschmuck begangenen Volksfeste, den Sommer-Empfang und das Osterspiel. Eine ganze Reihe dramatisch dar-

gestellter Tiermärchen führen uns Bräuche aus dem germanischen Gerichtsverfahren vor. Ein eingehend Studium der Kinderspiele läßt uns die Wahrheit des Schiller'schen Wortes erkennen: Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel! Eine Bearbeitung wie die alemannischen Kinderspiele in der Schweiz von Rochholz oder die schwäbischen von Ernst Meier hat Baiern für seine Kinderspiele noch nicht erhalten. Schönwerth hat sie für die Oberpfalz in seinen Sitten und Sagen in Aussicht gestellt, doch zur Ausführung brachte er sie nicht. Zerstreut finden wir manches der Art in Schmellers Wörterbuch, in Panzer und Schöppner und in der Bavaria.

Jackel.

Schmeller I, Sp. 1204.

Ehmals hatten die Schlosser- und Schmiedjungen die Gewohnheit, zur Fastnacht vor den Häusern ihrer Kunden eine ausgestopfte Menschenfigur, die wie ein Schmied gekleidet war, mittels eines Leintuchs wechselweise in die Höhe zu werfen und wieder aufzufangen. Dabei sangen sie jedesmal Reime wie nachstehende:

Miər schutz·n 'ən Jágkl in allé Höhh,
dás eəm 's Weiss' ĩ'n Augng vo'gêt,
Aə̃s, zwaə, drei.

Də' Jágkl, der hát ə̃ grouss Pàr Augng,
der taugt uns wól zu'n Gəld aufklaubm,
Aə̃s, zwaə, drei.

Də' Jágkl, der hát ə̃ groussé Nàs·n,
de' taugt uns guət zu'n Fuir ã̀blás·n,
Aə̃s, zwaə, drei.

Də' Jágkl is gar houhh gébòrn,
hàt weni' Hirn und langé 'Orn,
Aə̃s, zwaə, drei.

u. s. w.

Sommer- und Winterspiel in der Oberpfalz.

Bavaria II. S. 259.*)

Zwei Buben, der eine mit Blumen und Bändern geschmückt, der andere in den Mantel gehüllt, mit Pelzkappe und Pelzhandschuh angetan, geben gegen eine kleine Gabe ihr Spiel.

Sommer: Ich bin der Sommer wohlbekannt,
Ich bin beliebt im ganzen Land.
Ich bin der Sommer, ich bin der Herr,
Der Winter gilt kein Batzen mehr.

Winter: Schweig stilla, Sommer, schweig still,
was der Winter verkünden will.
Viel Schnee und Eiszapfen werd ich bringen,
daß die alten Weiber zum Ofen springen.
Der Winter der ist gut,
schnei't dem Bauern auf den Hut.

Sommer: Jetzt ist's gleich Sommer, jetzt wird es warm,
jetzt geh'n wir 'naus zum Pflanzenscharr'n.

Winter: Und gehst du 'naus zum Pflanzenscharr'n,
so will ich noch brav Schlitten fahr'n.

Sommer: Jetzt geh ich über die Wiesen weit,
und seh viel Grasmägd und Mahderleut.

Winter: Jetzt geh ich über d'Wiesen, und die ist weiß,
da fahren's Schlitten und schießen's Eis.

Sommer: Jetzt will ich auf den Kirschbaum steig'n,
o Winter, du kannst schon d'runten bleib'n.

Winter: Den Kirschbaum will ich dir zusammen klieb'n,
und die Scheiter in den Ofen schieb'n.

Sommer: O Winter, du bist ein grober G'sell,
du jagst die alten Weiber in d'Höll.

Winter: Jag ich sie 'nein, so heiz ich brav ein,
da können sie nachher singen und schrei'n.

Sommer: Ich bin der Sommer im weißen G'wand,
und jag' den Winter aus dem Land.

Winter: Ich bin der Winter in der Pelzhaub'n,
und jag' den Sommer über Zaun und Staud'n.

---

*) Vergl. damit Panzer I, S. 253.

Sommer: O Winter, du darfst jetzt nimmer viel sag'n,
ich werd dich gleich aus dem Sommerland jag'n.
Winter: Du wirst mich brav aus dem Sommerland jag'n.
und kannst keine zaundürre Henne trag'n.
Sommer: O Winter, ich werd' dich nicht länger frag'n,
ich muß mit dir schon raufen und schlag'n.

Drauf balgen sich beide, bis endlich der Sommer den Winter überbietet und ihn zur Türe hinauswirft. Nach kurzer Weile kommt aber dieser wieder herein und spricht:

O du mein Sommer ich geb dir Recht,
du bist der Herr und ich dein Knecht.
Sommer: O du mein Winter, jetzt ist's schon Recht,
bin ich der Herr und du der Knecht,
o du mein Winter, so gib mir die Hand,
nachher reisen wir mit 'nand in's Sommerland! —

Die heiligen drei König.

Bavaria II, S. 262.

In den Städten und Märkten des Oberpfälzer Waldes und seiner Nachbarschaft gehen jeweils drei Jungen mit Hilfe etlicher bunter Gewandstücke als die drei Könige vom Morgenlande verkleidet und mit dem Sternenträger an der Spitze von Haus zu Haus und singen das Dreikönigslied: Ein solches Lied heißt:

Die heil'gen drei König hochgebor'n,
sie reiten daher mit Stiefel und Sporn:
sie reiten vor des Königs Herodes sein Haus,
Herodes schaut selber zum Fenster 'raus.

Herodes spricht: „Herein,
herein, ihr Herren mein,
ich halt euch stroh= und heu=
und halt euch zehrungsfrei!"

Doch Kaspar sprach: „Nein, nein,
König Herodes das kann nicht sein.

Wir müssen noch reiten über Berg und Tal,
bis wir das Christkindl finden im Stall!“ —

Kaspar, Melchior, Balthauser,
behüt uns vor allerhand Grauser,
behüt uns nur heuer
vor allerhand Steuer,
vor Richter und Schergen,
daß wir dies Jahr nit ganz verderben!

Sunnwendfeuer.

Schmeller II, Sp. 300.

Was machts es da? fragte Schmeller am Abend des Johannistags 1847, vom Walde beim Fasanengarten (Perlach) zurückkommend, einen Haufen Auer Jungen, die am Wege zwischen Feldern um einen Stoß gesammelter Holzstücke saßen. ə̃ Suməʿfeuəʿ! heißt es. Sie sangen mir (sagt Sch.) im Chor den Spruch, womit sie die Holzstücke von Haus zu Haus gesammelt:

Auf auf Ráppei
ə̃ Tuəhh is ə̃ Kappəi,
ə̃ Kappəi is ə̃ Tuəhh,
ən Aldər is ə̃ Ruəch,
ə̃ Ruəch is ən ’Aldər,
ə̃ Staə̃ is ə̃ Kàldəʿ,
ə̃ Kàldər is ə̃ Staə̃,
ə̃ Rippm is ẽ Baə̃,
ə̃ Baə̃ is əʿ Rippm,
schnell muəʾ meʿ stippm,
stippm mueʾ məʿ schnell,
de’ Kürschneʿ hàt ə̃ Fəll,
ə̃ Fəll hàt də̃ Kùrschnəʿ,
d· Sau sen’ de’ Bürschtnəʿ,
Bürschtnəʿ sen’ de Sau,
dəʿ Mülleʿ hàt ə̃ Frau,
ẽ Frau hàt dəʿ Mülləʿ,
dé Hundt dá sen dé Billəʿ,

Billə^{c} sen' dé Hundt,
də^{c} Wàgng dəe^{c} gêt z·Grund,
z·Grund gêt də^{c} Wàgng,
mit Eis'n is e^{c} bschlàgng,
bschlàgng is e^{c} mit Eis'n,
dé Blindt·n muə' mə weis·n,
weis·n muə' mə^{c} dé Blindt·n,
'Küəchəin muə' mə^{c} schindt·n,
schindt·n muə' mə^{c} Küəchəin
'ən Schmarrn muə' mə^{c} murfəin,
murfəin muə' me^{c} 'n Schmarrn,
und wer·s ét glábt, de'sen' Narrn.
Hàlige' Sankt Veit,
schick uns ə̃ Scheit!
Háligə̃ Sankt Fix,
ə̃ langs und ə̃ dicks!
Háligə^{c} Sankt Taschendeck'l,
schick uns ə̃ Batz·nweckl!
Háligə^{c} Sankt Florià̃,
zent də' Frau 'ən Krópf ét à̃!
Hàligə^{c} Sankt Jacob,
schick uns ə̃n Hackstock!

Aus is·s!

Inhaltsübersicht.

Druck des Literarischen Instituts von Dr. M. Huttler in München.